

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Der Dämonen-Parasit

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der Dämonen-Parasit

John Sinclair Taschenbuch Nr. 15

von Jason Dark

erschienen am 15.06.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der Dämonen-Parasit

Bisher hatte er sich im Hintergrund versteckt gehalten. Er schickte andere vor, die für ihn töteten und kämpften. Dann gelang es uns, zwei seiner Helfer, die teuflischen Zwerge, festzunehmen. Nun mußte er aus seinem Versteck. Der Dämonen-Parasit war schrecklicher, als wir je gedacht hatten. Er entpuppte sich als ein Gegner, der selbst dem Teufel noch das Fürchten lehrte...

Asmodina existierte nicht mehr!

Solo Morasso, alias Dr. Tod, hatte ihr mit einem silbernen Bumerang den Schädel abgeschlagen. Er hatte damit einen Sieg errungen und der Hölle eine Niederlage bereitet.

Asmodis, Fürst der Hölle, tobte. Er vergaß nicht, was man ihm angetan hatte, und sein Haß war grenzenlos. In langen Stunden brütete er über grausame Rachepläne, hatte Ideen, verwarf sie wieder und konstruierte neue Vorschläge.

Er dachte über dieses und jenes nach und kam zu dem Entschluß, daß die Menschen ihn noch immer als Höllenfürst ansahen und sich vor ihm fürchteten. Nach wie vor existierte Wikka, die Hexe, nach wie vor gab es Sekten und Gruppen, die ihn, den Herrn der Finsternis, anbeteten. Kaum jemand ahnte, wie kompliziert die Hölle tatsächlich aufgebaut war. Einer der wenigen, der Bescheid wußte, hieß John Sinclair, auch Geisterjäger genannt. Der jedoch würde sich hüten, die Kunde zu verbreiten. Menschen reagierten oft seltsam, wenn man ihnen die Träume nahm. Und sie sollten weiter annehmen, daß es nur einen Teufel gab - nämlich Asmodis!

Um den Menschen dies jedoch einzuhämmern, durfte er nicht einfach irgendwo sitzen und schmollen. Er mußte aktiv werden. Wikka hatte Zeit. Sie wollte er an der langen Leine führen. Ihrer Demut war er sich sowieso sicher.

Der Teufel überlegte lange. Dann sprang er in die Höhe, und ein gewaltiges Flammenrad umloderte seinen häßlichen Körper. Ihm war soeben eine glänzende Idee gekommen. Er würde die Menschheit wieder in Angst und Schrecken versetzen.

Und dabei wollte er einen uralten Dämon und seinen Gehilfen ausgraben.

Der Dämonen-Parasit!

Ich liebe den Zirkus, das einmal vorweggenommen. Diese

Atmosphäre, die Spannung, alles live mitzuerleben, ist schon etwas Besonderes. Man zittert und bangt mit den Artisten, hofft darauf, daß sie es schaffen und erlöst sich selbst durch einen Beifallssturm, wenn sie die Nummer hinter sich gebracht haben.

Zirkusluft, das ist für mich wie prickelnder Sekt. Ein herrliches Erlebnis, das man gesehen haben muß, obwohl ich schon in einem Zirkus - er nannte sich Lucifer fast mein Leben gelassen hätte. Das lag aber lange zurück.

Ich mache die Bemerkungen über den Zirkus bewußt, weil sie irgendwie zu dem Fall paßten, der mir bevorstand und von dem ich an diesem Freitagabend nichts ahnte.

Es war ein kühler Wintertag im Februar. Über London lag zwar kein dichter Nebel, doch Regendunst ließ das Wetter nicht gerade zu dem werden, was man sich unter dem »Schönen Wochenende« vorstellte. So hatte ich auch keine großen Pläne.

Jane Collins lag mit einem Schnupfen im Bett, den hatte sie sich im Urlaub geholt, und ich hatte auch keine Lust, in der Wohnung zu bleiben und wollte ins Kino.

Der Film »The Bronx« lief. Ein wirklich packender Reißer mit Paul Newman in der Hauptrolle. Ich hatte Kritiken gelesen, die allesamt gut waren, und wollte mir die Bronx noch einmal vom Kinossessel aus anschauen. Aus eigenem Erleben kannte ich sie, denn in New York hatte ich Xorron gejagt. Seine Diener, die Zombies und Ghouls, waren quasi in die Bronx eingedrungen und hatten sich mit den dort herrschenden Gangstern regelrechte Schlachten geliefert.[\[1\]](#)

Suko und Shao hatten keine Lust, sich den Film anzusehen. Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, die sich ansonsten keinen Streifen entgehen ließ, war verreist, und so mußte ich allein gehen. Nach dem Film wollte ich noch bei Jane Collins vorbeischaun und mich um ihren Schnupfen kümmern.

Bevor ich losfuhr, aß ich eine Kleinigkeit und zog mir dann meinen

leichten Bieranzug, sprich Zivilklamotten, an. Cordhose, einen Pullover, darüber die alte braune Lederjacke, die schon manchen Regen überstanden hatte. Auf die Beretta verzichtete ich allerdings nicht. Ein letzter Blick durchstreifte die Wohnung. Alles war in Ordnung, ich konnte abziehen.

Als ich die Tür hinter mir abgeschlossen hatte und zum Lift ging, löste sich aus einer der Nischen im Flur eine Gestalt. Es war ein Junge, vielleicht zwölf Jahre alt. Er hatte blondes Haar, das ihm bis auf die Ohren fiel, und ich sah ihn nicht zum erstenmal, denn ich wußte, daß er ebenfalls in dem großen Apartmenthaus bei seinen Eltern wohnte. Das Stockwerk war mir allerdings nicht bekannt.

Bekleidet war der Junge mit Jeans, einer gefütterten Windjacke und einem T-Shirt mit Aufdruck. Die Turnschuhe an den Füßen waren früher einmal weiß gewesen, jetzt zeigten sie eine graue Farbe. Vor dem Lift trafen wir zusammen.

»Möchtest du auch nach unten?« fragte ich.

»Klar.«

»Okay, dann steig ein.« Die Tür schob sich zur Seite. Der Junge drängte sich an mir vorbei und lehnte sich im Lift gegen die Wand. »Wo willst du denn hin?« fragte ich, wobei meine Hand über der Knopfleiste schwebte.

»Wo Sie hinwollen.«

»Ich fahre bis zur Halle.«

Der Junge schob seinen Kaugummi von der linken Wange in die rechte und nickte. »Ich auch.«

Ich drückte den Basement-Knopf, und gemeinsam rauschten wir unserem Ziel entgegen. Dabei fiel mir auf, daß mich der Junge permanent beobachtete.

»Stimmt etwas nicht?« fragte ich.

»Doch, doch.«

»Warum siehst du mich so an?«

»Sie sind doch John Sinclair?«

»Ja, der bin ich.«

»Und Sie sind Polizist, Mister?«

»Auch das.«

»Dann bin ich ja richtig.«

In diesem Augenblick stoppte der Lift. Die Tür öffnete sich, und wir konnten die Halle betreten, wo zwei Putzfrauen dabei waren, den Steinboden zu wischen.

»Wolltest du mich sprechen?« fragte ich den Jungen, der beide Hände in die Taschen seiner Jeans geschoben hatte und auf seine Fußspitzen schaute.

»Das wollte ich, Mr. Sinclair.«

»Und worum geht es?« lächelte ich.

Er sah mich an und hatte seine Stirn in Falten gelegt. »Haben Sie vielleicht Zeit?«

»Es geht. Wieso? Dauert das Gespräch länger?«

»Es könnte länger dauern.«

»Ist es wichtig?«

»Für mich schon.«

Ich war sowieso früh dran und konnte eine Viertelstunde bequem abzweigen. Auch wenn ich zu Fuß ging, was ich vorhatte, denn für die kurze Strecke wollte ich den Bentley nicht erst aus der Tiefgarage holen. Zur Not konnte ich auch mit dem Bus fahren.

In der Halle gab es Sitzgelegenheiten. »Sollen wir da irgendwo Platz nehmen?« fragte ich den Jungen.

Er war einverstanden.

Kaum saßen wir, da erfuhr ich seinen Namen. Er hieß Timmy Blake und wohnte im vierten Stock. Seine Eltern arbeiteten beide und waren auch noch nicht zurückgekehrt.

»Wie alt bist du denn?« wollte ich wissen.

»Dreizehn.«

»Okay, Timmy. Was ist dein Problem? Hat es etwas mit meinem Job als Polizeibeamter zu tun?«

»Ich glaube schon.«

»Dann mal raus mit der Sprache.«

Zunächst mußten wir die Beine anziehen, weil die beiden Putzfrauen ausgerechnet in der Ecke, wo wir uns aufhielten, noch nicht gesäubert hatten. Sie klatschten die nassen Aufnehmer zu Boden, daß es nur so spritzte. Dabei störte es sie auch nicht, daß wir einige Spritzer abbekamen. Es waren zwei richtige Matronen. Jede wog über zwei Zentner, und wir sahen es ihnen an, daß die Arbeit Spaß machte. Es gibt Frauen, die putzen wirklich aus Berufung. Dazu gehörten diese zwei Bodenkosmetikerinnen gewiß.

»So, jetzt können Sie wieder«, sagte die eine der beiden zu uns. Sie zog sich mit Eimer, Lappen und Schrubber zurück.

Ich hatte den Jungen die Zeit über beobachtet. Er war ziemlich unruhig und spielte mit seinen Fingern, deren Nägel dunkle Trauerränder zeigten.

Ich lächelte ihn an. »Da die Frauen uns Männer endlich in Ruhe gelassen haben, können wir ja zum Kern der Sache kommen. Wo genau drückt dich der Schuh, mein Junge?«

»Mögen Sie Menschen, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Auch häßliche?«

»Es gibt keine häßlichen Menschen«, erwiderte ich spontan.

Timmy schaute mich erstaunt an. »Wieso?«

»Weil Schönheit und häßliches Aussehen relativ sind und auch nur subjektiv gesehen werden.«

»Verstehe ich nicht.« Timmy war ehrlich.

»Ich will es dir erklären. Wenn jetzt eine Frau hereinkäme, die du nun gar nicht magst, würdest du sie sehen und sagen: Himmel, sieht die aus.«

»Das stimmt.«

»Gut. Die Frau geht zum Fahrstuhl, fährt hoch zu ihrer Wohnung und wird von ihrem Mann in die Arme genommen, weil er so lange auf sie gewartet hat. Für diesen Mann ist die Frau die schönste auf der ganzen Welt.«

Timmy nickte und schaute mich dabei erstaunt an. »Mann, das haben Sie aber toll gesagt. Und so etwas aus dem Munde eines Polizisten. Hätte ich nie gedacht.«

»Polizisten sind nicht so schlimm, wie sie immer dargestellt werden, mein lieber Timmy.«

Er griff in die Tasche und holte einen dieser Mini-Zauberwürfel hervor. Aus lauter Verlegenheit begann er zu drehen. »Ich habe trotzdem häßliche Menschen gesehen.«

»Wo?«

»In einem Zirkus.«

»Im Winter?« staunte ich.

»Der gibt ja keine Vorstellung. Oder wenigstens weiß ich davon nichts. Aber da gab es häßliche Menschen. Und zwar Zwerge.«

»Du meinst Liliputaner.«

»Nein, Sir, Zwerge. Liliputaner habe ich schon öfter gesehen, aber das waren Zwerge. Sogar Giftzwerge.« Er lachte, allerdings klang es nicht echt.

»Und die hast du gesehen?« erkundigte ich mich.

»Ja, beim Zirkus.«

»Hast du dir dort eine Vorstellung angeschaut?« wollte ich wissen.

Timmy schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin nur so dahergegangen, wissen Sie. Ich hatte keinen Bock auf irgend etwas anderes und bin herumspaziert.«

»Was geschah dann?«

»Ich hörte Schreie. Aber so komische, wissen Sie.«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Na ja, keine Triumph-oder Freudenschreie, sondern andere. So richtig voller Wut und Haß, wenn Sie verstehen, was ich meine, Sir.«

»Natürlich, Timmy, natürlich. Aber weiter. Hast du dich zurückgezogen oder bist du geblieben?«

»Ich blieb. Die Zwerge leben in einem einstöckigen Abbruchhaus, das sogar mal besetzt war. Daneben ist ein freier Platz, wo ihr Zelt steht. Und in dem Haus machten sie das Geschrei. Sogar im Keller. Ich konnte durch ein Fenster schauen. Es liegt in Bodenhöhe und hat schmale Eisengitter. Im Keller brannte Licht. Aber kein elektrisches, sondern das von Kerzen. Die hatten sie im Kreis aufgestellt und tanzten auf einem Bild, das sie auf dem schmutzigen Kellerboden gemalt hatten.«

»Konntest du das Bild erkennen?«

»Ja, Sir, das habe ich. Deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen. Ich habe mal was über Sie in der Zeitung gelesen. Die Zwerge hatten auf dem Boden das Gesicht des Teufels gemalt.«

Hatte ich mich bisher mehr mit dem Jungen unterhalten, um ihn nicht zu enttäuschen, so horchte ich nun auf. »Eine Teufelsfratze, Timmy? Und du hast dich nicht getäuscht?«

»Nein, Sir.«

Das war natürlich interessant. Plötzlich hatte ich den Film vergessen, den ich mir so gern anschauen wollte. Teufelsfratzen, Teufelsanbetung, Schwarze Messen, das alles gab es in England. Zumeist war es Hokuspokus, aber es existierten da auch Begebenheiten, die man sehr ernst nehmen mußte. Vielleicht hätte ich die Erzählungen des Jungen auch nicht weiter ernst genommen, doch etwas hatte mich stutzig gemacht. Timmy sprach von Zwergen. Und diese Zwerge in Verbindung mit einem Zirkus und dem Teufel lösten bei mir eine Kettenreaktion aus. Ich dachte dabei an einen Fall, der vielleicht eineinhalb Jahre zurücklag. Damals hatte ich den Spiegel-

Dämon gejagt. [\[2\]](#)

Er war auch ein Zwerg gewesen und hatte dem Teufel praktisch zu Füßen gelegen und ihn angebetet. Und er hatte mir damals berichtet, daß er nicht der einzige auf dieser Welt wäre, der dem Teufel diene. Andere Zwerge würden dies auch.

Die Worte hatte ich nicht vergessen, allerdings zwangsläufig verdrängt, denn andere Fälle nahmen mich voll in Anspruch. Und nun war ich durch diesen Jungen wieder auf die Spur gestoßen.

»Glauben Sie mir, Sir?«

»Ja, Timmy, ich glaube dir. Allerdings möchte ich mehr wissen, wie du dir sicherlich vorstellen kannst.«

»Klar. Das verstehe ich sehr gut. Die Zwerge tanzten in dem Kreis aus Kerzen um den Teufelskopf. Er schimmerte rot. In der Schule haben wir mal was von einem Sigill gehört. Stimmt das?«

»Es ist richtig, Timmy. Ein Sigill ist ein Zeichen.« Mehr sagte ich nicht dazu, denn ich wollte ihn nicht unnötig ängstigen. Jeder hohe Dämon hatte ein Sigill. Asmodis ebenso wie Astraroth, Bael oder wie es Asmodina gehabt hatte. Bei ihr war es die Schlange gewesen, die Urkraft des Bösen. Asmodis hatte eben die Teufelsfratze als Sigill, und die wurde von den Zwergen umtanzt. »Was geschah weiter?«

»Ich sah zu«, erklärte Timmy. »Ich hörte die häßlichen vier Zwerge schreien. Sie riefen immer ›Satanas‹, klatschten in die Hände und deuteten auf ihre Herzen.«

»Wieso das?«

»Habe ich auch nicht verstanden, Sir. Als die Fratze auf dem Boden anfing zu glühen, da bekam ich Angst und bin weggelaufen. Bis zu Ihnen, Sir.«

Ich lächelte. »Es war gut so, daß du dies getan hast, mein Junge. Du hast sehr viel Umsicht bewiesen.«

»Dann war ich nicht feige?«

»Auf keinen Fall.«

»Das ist gut.«

»Und wo genau hast du die Zwerge gesehen, Timmy?«

»In der Nähe vom St. James Square. Mitten in der City, wo auch die vornehmen Clubs liegen. Ich habe das alles von der Rückseite des Hauses beobachtet und mich über das Grundstück, wo das Zelt steht, angeschlichen.«

»Gesehen hat man dich nicht?«

Da hob Timmy die Schultern. »Ich weiß nicht so recht, Sir. Kann sein, denn als ich gehen wollte, schaute einer genau hoch zum Kellerfenster. Und der sah schlimm aus. Er hatte Augen wie Feuer. Rot, so komisch. Und dann sah ich plötzlich Schatten dazwischen. Die schimmerten irgendwie grün...«

Ich blickte Timmy skeptisch an. Ging seine Phantasie da nicht mit ihm durch?

»Sie glauben mir nicht, Sir?«

»Ich versuche es zumindest.«

»Aber die Schatten waren da.«

»Bei den Zwergen?«

»Ja, Sir.«

»Nun gut, ich werde sie mir mal anschauen.« Timmys Augen blitzten.

»Wann, Sir?«

»Jetzt.«

»Toll, darf ich mit?«

»Nein, Timmy.« Ich sah sein enttäushtes Gesicht und präzisierte die Antwort. »Es ist wirklich besser, wenn du hierbleibst. Was du entdeckt hast, könnte für dich gefährlich werden, weil du ein Zeuge bist. Verstehst du?«

»Leider, Sir.«

»Dann ist es gut.« Ich erhob mich, und Timmy stand ebenfalls auf.

Dabei strich ich dem Jungen über das Haar und bedankte mich noch einmal für die Information.

»Erzählen Sie mir denn, was es gegeben hat?«

»Natürlich.«

»Und vergessen Sie nicht, Sir, St. James Square. Die südliche Fahrbahn, die um den Platz herumführt. Auf der rechten Seite, wo sie das Zelt aufgebaut haben.«

»Ist schon notiert.« Ich wandte mich zum Gehen und schritt in Richtung Ausgang, während Timmy rückwärtsgehend dem Lift zustrebte. Da ich an den Schultern keine Augen besaß, sah ich ihn nicht mehr, doch sein Ruf erreichte mich kurz vor Erreichen der Ausgangstür.

»Sir!«

Ich wirbelte herum. Auch der Portier in seiner Glaskabine wurde aufmerksam. Er sprang von seinem Sitz hoch und ließ das Magazin sinken, in dem er gelesen hatte.

»Was ist denn, Timmy?«

Er hob den Arm und zeigte schräg an mir vorbei und schrie: »Der Schatten, Sir. Der Schatten ist da!«

Es gab keinen Grund für mich, dies nicht zu glauben. Ein Sprung brachte mich zur Seite. Zum Glück war die Eingangshalle im Augenblick leer. Nur Timmy und ich befanden uns dort. Ich erkannte, daß der Junge nicht gelogen hatte. Der Schatten existierte!

Im ersten Augenblick dachte ich an den Spuk, als ich das Wesen bemerkte, denn er war schließlich der Herrscher im Reich der Schatten. Er regierte über die Dämonenseelen, doch den Schatten hier in der Halle konnte man mit den Dämonenseelen nicht vergleichen. Er war anders. Bis zur Schulter reichte er mir ungefähr, und er schimmerte grün. Etwa in Kopfhöhe sah ich zwei helle, weiße Kreise. Wahrscheinlich seine Augen. Zudem war er im Gegensatz zu einem normalen Schatten dreidimensional. Länge, Breite und auch

Höhe waren bei ihm vorhanden.

Und doch bewegte er sich lautlos huschend, daß er wie ein normaler Schatten wirkte. Ein Phänomen!

Ich konnte die Bewegungen des Schattens kaum mit den Augen verfolgen. Dafür bekam ich mit, wie Timmy plötzlich von ihm angefallen wurde und seine Arme hochriß.

»Timmy!« brüllte ich.

Der Junge hörte mich nicht. Er schrie gellend. Dabei schlug er wild um sich, taumelte zurück und fiel gegen die Tür eines der Lifts. Für die Länge von ein, zwei Herzschlägen stand er noch aufrecht. Das Gesicht verzerrt, die Hände zu Fäusten geballt, und den Mund weit aufgerissen, aus dem jedoch kein Laut mehr hervordrang.

Ich bekam Angst um ihn. Mit Riesensätzen hetzte ich durch die Eingangshalle, wollte ihm beistehen, spürte einen eisigen Hauch, als der Schatten in meiner Nähe vorbeistrich, und erreichte Timmy in dem Augenblick, als er zusammenbrach.

Bevor er aufschlagen konnte, fing ich ihn ab. Vorsichtig bettete ich ihn zu Boden.

Bleich war sein Gesicht. Hinter mir hörte ich den Portier lamentieren. Ich achtete nicht darauf. Zwei Hausbewohner betraten die Halle. Auch das interessierte mich nicht, ich hatte nur Augen für den Jungen und legte meine Hand auf seine Wange.

Sie war eiskalt...

In meinem Innern zerbrach etwas, eine schlimme, grausame Befürchtung stieg in mir hoch, und meine Hände wanderten weiter, bis ich die Schlagader unter den Fingerkuppen spürte.

Kein Leben mehr. Für einen Moment schloß ich die Augen. Etwas Kaltes rieselte über meinen Rücken, und ich wollte es einfach nicht glauben, was geschehen war.

»Nein!« flüsterte ich, »nein...«

Es hatte keinen Zweck, sich selbst etwas vorzumachen. Timmy, der

dreizehnjährige Junge, war tot! Und ich, Oberinspektor John Sinclair, hatte ihn nicht retten können, obwohl ich mich in seiner Nähe befand.

Es war ein kaum zu beschreibendes Gefühl. Ich konnte wirklich nicht ausdrücken, wie es in meinem Innern aussah, aber ich schwor mir in diesen schrecklichen Sekunden, den oder die unheimlichen Mörder des Jungen zu fassen.

Ja, ich wollte mit ihnen abrechnen.

Ich nahm in diesen Momenten meine Umgebung nicht bewußt wahr, hörte zwar die Stimmen der inzwischen eingetroffenen Neugierigen und Schaulustigen, aber was sie genau sagten und welche Kommentare sie abgaben, das verstand ich nicht.

Bis mir jemand auf die Schulter tippte.

Ich zuckte zusammen und drehte langsam den Kopf. Der Portier hatte sich aus dem Ring der Zuschauer gelöst. Sein leichenblaues Gesicht zuckte.

»Ist er... tot, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Mein Gott. Er war noch so jung.« Der Portier preßte seine Hand gegen die Lippen. Er war fassungslos.

Eine der Umstehenden sagte: »Man muß die Polizei rufen. Das ist ja schrecklich hier.«

»Die Polizei ist schon da«, erwiderte der Portier und deutete auf mich. Die Umstehenden wohnten zwar alle in diesem hohen Haus, doch es war fraglich, ob jemand außer einigen wenigen meinen richtigen Job kannte. Ich klopfte eine Zigarette aus der Packung und wies den Portier an, einen Arzt zu holen. Ich nannte ihm auch den Namen des Doc. Es war Dr. Murdock. Er wohnte nicht weit von hier, ich kannte ihn von gelegentlichen Treffs.

»Ja, natürlich, Sir.« Der Portier eilte in seine Kabine. Ich schaute mir die Neugierigen an. Die waren nicht wegzubekommen. Sie

standen da und gafften. Teils funkelte Sensationsgier in ihren Blicken, teils war es auch Mitleid.

Ich rauchte und schaute zu Boden. Warum hatte dieser Junge sterben müssen? Welches Rätsel verbarg sich hinter seinem Tod? Was hatte er alles entdeckt? Wie war überhaupt das Auftreten dieses mordenden Schattens zu erklären?

Ich hatte so ein Wesen noch nie in meinem Leben gesehen. Dabei kannte ich zahlreiche Dämonenarten, aber diese seltsamen grünen Schatten waren mir an diesem Abend zum erstenmal über den Weg gelaufen. Dabei waren sie brandgefährlich. Wer von diesen dreidimensionalen Wesen umfangen wurde, der starb.

Wie Timmy Blake...

Mein Gott, wie sollte ich das nur seinen Eltern beibringen? Gespannt war ich auch auf die Rolle der Zwerge. Wieder dachte ich an den Spiegeldämon und daran, wie gefährlich er war. Auch hatte er mir damals zu verstehen gegeben, daß er nicht der einzige gewesen war, der dem Satan diene. Andere Zwerge waren ebenfalls Gehilfen der Hölle. Dies hatten sie heute wieder auf grausame Art und Weise unter Beweis gestellt. Dr. Murdock traf ein. Er stammte aus Schottland und war ein baumlanger Kerl. Dabei so dünn, daß ihm kaum ein Anzug paßte. Der konnte sogar hinter einem Laternenpfahl Striptease machen, ohne gesehen zu werden.

Sein Gesicht war ebenfalls hager, und die Wangen zuckten, als er einen Blick auf den Toten warf und danach mich anschaute.

»Ich habe den Jungen nicht getötet, Doc. Das war anders.«

Murdock stellte seine Tasche ab und ging neben der Leiche in die Knie.

»War es überhaupt ein Mord?« fragte er. »Ich sehe keine äußerlichen Anwendungen von Gewalt.«

»Ja, es war Mord.«

»Und wie ist der Tod eingetreten?«

»Wenn ich Ihnen das sage, Doc, werden Sie es mir kaum glauben.«
Murdock's Gesicht wurde noch länger. Ein Zeichen, daß er sich ärgerte.

»Warum haben Sie mich überhaupt gerufen, Oberinspektor?«

»Ich möchte, daß Sie den Tod bestätigen.«

»Das ist ja wohl nicht schwer.«

»Richtig, aber Sie können es amtlich machen.«

»Wie Sie meinen. Zum Glück kennen wir uns lange genug, Sinclair. Aber die nächste Runde im Pub geht an Sie.«

»Abgemacht.«

Dr. Murdock untersuchte den Jungen. Inzwischen hatte der Portier trotzdem die uniformierten Kollegen geholt. Zwei Bobbies sorgten dafür, daß die Schaulustigen zurückgedrängt wurden. Einige blieben in der Halle, andere fuhren hoch in ihre Wohnungen.

Ich sah, daß Dr. Murdock ein paarmal verwundert den Kopf schüttelte.

»Stimmt etwas nicht?« fragte ich.

Er brummte sich was in seinen nicht vorhandenen Bart. Verstehen konnte ich nichts.

Ich spielte mit dem Gedanken, Suko Bescheid zu sagen, als Murdock plötzlich aufstand. »So etwas«, sagte er, »das begreife ich nicht.«

»Was?«

Murdock schluckte zweimal. Sein Adamsapfel machte die Bewegung mit und hüpfte. »Mr. Sinclair, wenn Sie mir gesagt hätten, was mit der Leiche los ist, hätte ich es Ihnen nicht geglaubt. Aber so habe ich es mit meinen eigenen Händen feststellen können.«

»Was haben Sie festgestellt?«

Mich traf ein erstaunter Blick. »Ja - wissen Sie das denn nicht, Oberinspektor?«

»Nein, zum Teufel.«

»Teufel ist gut, wirklich. Denn das hier ist teuflisch. Dieser tote Junge, Oberinspektor, hat kein Herz mehr!«

Das war wirklich eine Überraschung!

Sekundenlang war ich sprachlos und schaute Dr. Murdock nur an.

»Was sagen Sie da?«

»Er hat kein Herz mehr!«

»Das gibt es doch nicht.«

»Habe ich auch gedacht. Überzeugen Sie sich selbst, Oberinspektor. Fühlen Sie nach, dann werden Sie feststellen, daß kein Herz vorhanden ist. Sie können die Haut eindrücken, es gibt keinen Widerstand. Das begreife ich nicht.« Er schlug sich mit der flachen Hand gegen seine breite Stirn.

Ja, ich wollte mich überzeugen und nahm die gleiche Haltung wie der Doc zuvor ein. Meine Hand tastete über die linke Seite, drückte, und tatsächlich, ich spürte nichts. Das Gewebe war weich, ich konnte meine Finger hineinpressen. Ohne es zu wollen, drang ein Stöhnen über meine Lippen.

Was ich in diesen Augenblicken erlebte, war schlimmer, als würden mir drei schleimige Ghouls gegenüberstehen. Es war zwar kein sichtbarer Horror, aber dieser hier war viel schrecklicher. In meinem Beisein war etwas Unheimliches geschehen, was ich nicht hatte verhindern können. Eine unsichtbare, kalte Hand kroch über meinen Rücken und hinterließ bei mir eine Gänsehaut. »Nun?«

Murdocks Stimme riß mich aus meinen Überlegungen. Ich stand wieder auf und nickte. »Da hatte ich also recht?«

»Ja, Doc, Sie hatten recht.«

»Können Sie mir jetzt eine Erklärung geben, Mr. Sinclair? Ich meine, eine rationale. Ich bin Arzt und kann es nicht, so leid es mir tut.«

»Ich muß ebenfalls passen.«

Dr. Murdock hob die Schultern. »Es gibt Augenblicke, da steht man auch als Mediziner ratlos vor den Tatsachen. So ein Moment ist gekommen. Man kann nur Vermutungen anstellen, allerdings auch nur dann, wenn man den Vorgang selbst miterlebt hat. Das habe ich nicht, Mr. Sinclair, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Natürlich verstehe ich Sie. Ich kann Ihnen auch nicht mehr sagen. Der Junge ist von einem dreidimensionalen Schatten angegriffen worden.«

»Ein Schatten, der dreidimensional war?«

Ich nickte.

»Und Sie haben sich nicht getäuscht? Dreidimensionale Schatten gibt es nicht.«

»Ich habe ihn gesehen.«

Murdock verzog die Lippen. »Ich kenne Ihren Job ja so ungefähr, Oberinspektor. Sie jagen die Wesen, an die ich nicht glauben kann.« Er hob die Schultern. »Na ja, so langsam kommen mir auch Zweifel.«

»Ich werde dafür sorgen, daß die Leiche des Jungen zum Yard überführt wird. Da können sich die Spezialisten noch genau mit ihr beschäftigen. Vielleicht finden die etwas heraus.«

»Würde mich freuen, Sinclair. Und lassen Sie mich das Ergebnis wissen. Man lernt nie aus und immer gern etwas hinzu.«

»Ich werde an Sie denken, Doc.« Murdock ergriff seine Arzttasche und wandte sich ab. Auch ich wollte zum Telefon, als der Fall eine dramatische Wendung nahm, mit der keiner von uns gerechnet hatte. Einer der herumstehenden Hausbewohner bemerkte es zuerst. »Da!« schrie er, »der Tote!«

Ich kreiselte herum. Im ersten Augenblick dachte ich daran, daß der Tote sich erheben würde, das jedoch geschah nicht. Die Lösung wäre auch zu einfach gewesen.

Nein, etwas völlig anderes geschah mit der Leiche des Jungen. Sie

veränderte sich. Zuerst war es nur ein schwaches grünes Leuchten, das sich über die Haut legte und sich immer weiter ausbreitete, so daß es den gesamten Körper erfaßte, von der Stirn bis zu den Fußspitzen. Auch die Augen blieben nicht die gleichen. Hatten sie vor wenigen Sekunden starr und tot geblickt, so änderte sich der Ausdruck. Der Rest von Farbe verschwand, als hätte jemand mit einem Tuch darüber gewischt.

Dafür erschien eine andere Farbe. Weiß!

Fast strahlend leuchteten die Pupillen auf, zwei weiße Kreise, und ich wurde daran erinnert, daß ich diese Kreise bereits gesehen hatte. Und zwar bei dem Schatten.

»Was ist das?« hauchte der Arzt. Er stand neben mir und begriff so wenig wie ich.

»Keine Ahnung, Doc.«

Natürlich machte ich mir meine Gedanken, aber eine genaue Antwort konnte der Arzt von mir wirklich nicht bekommen. Irgendeine fremde Magie hatte hier die Regie übernommen, eine Magie, die überhaupt nicht zu greifen war.

Erst jetzt fiel mir das Kreuz ein. Vorhin hatte ich nicht daran gedacht, weil alles zu schnell gegangen war. Ich holte es hervor, um den Toten damit zu berühren, als es bereits zu spät war.

Aus dem Toten war ein Schatten geworden.

Dreidimensional, in Höhe, Breite und Länge, schwebte er für die Zeitspanne eines Atemzugs über der Leiche und verschwand, bevor ich noch reagieren konnte.

Ziemlich bedrückt blieb ich neben dem toten Jungen stehen. Ich schaute auf ihn herab, hob dann den Kopf und suchte den geheimnisvollen Schatten.

Er war verschwunden.

»Sinclair!«

Der Arzt rief mich. Er war aufgeregt und deutete auf die Leiche.

Auch ich senkte den Blick.

Der Junge sah schaurig aus. Seine noch frische Haut hatte einen hellgrauen Farbton angenommen. Die Augenhöhlen blickten leer. Ich sah keine Pupillen mehr, und die graue Blässe war einfach überall. Sie hielt ihn völlig bedeckt.

»Verstehen Sie das?« fragte mich der Arzt.

»Nein«, erwiderte ich. »Noch habe ich dafür keine Erklärung.« Ich winkte dem Portier.

Er hatte sich inzwischen wieder etwas näher herangetraut und bekam von mir den Auftrag, in meinem Namen die Mordkommission des Yard anzurufen.

»Mord?« fragte auch der Doc.

Die in der Halle stehenden Polizisten hoben ebenfalls die Köpfe, und der Rest an Gaffern zuckte zusammen.

»Ja, es war Mord, Doc.«

»Ich habe keinen Mörder gesehen.«

»So? Wie war das denn mit dem geheimnisvollen Schatten?«

Murdock lächelte beinahe ein wenig mitleidig. »Sie wollen diesen Schatten doch nicht als den Mörder des Jungen bezeichnen. Das ist doch Unsinn.«

»Wie Sie meinen, Doc.« Ich war da anderer Ansicht. Die allerdings behielt ich für mich, denn sie sah wirklich nicht sehr optimistisch aus. Ich hatte das Auftreten einer neuen, gefährlichen Dämonenart erlebt. Schattenwesen, dazu dreidimensional, und ich fragte mich, ob diese Wesen auch durch Mauern und Wände gehen konnten. Wenn ja, sank meine Unterlegenheit noch mehr.

Ihre schreckliche Arbeitsweise war klar. Die Schatten raubten ihren Opfern die Herzen. Anschließend wurden die Opfer selbst zu Schatten. Ein brandgefährlicher Kreislauf, denn jeder Schatten, der neu entstand, würde ebenfalls so reagieren. Das konnte eine gewaltige Kette von dämonischen Taten auslösen, ein höllisches

Schneeballsystem, wo einer den anderen ansteckte und sich die Schrecken vervielfältigten und ausufernten.

Wirklich schlechte Aussichten, die ich mir da selbst ausmalte. Aber leider nicht zu pessimistisch gedacht.

»Haben Sie schon einen Plan«, unterbrach die Stimme des Arztes meine Gedanken.

»Noch nicht, mein Lieber. Aber keine Sorge, das wird noch alles kommen...«

Blutrot leuchtete auf dem Boden der dreieckige Kopf des Teufels. Obwohl kein Licht brannte, strahlte die Fratze soviel Helligkeit aus, daß die vier schattenhaften Gestalten zu erkennen waren. Sie hockten um die Fratze herum und saßen sich dabei genau gegenüber. Einer sah so aus wie der andere.

Klein von Gestalt mit ziemlich großen Köpfen und alten, jetzt verzerrt wirkenden Gesichtern. Ihre Kleidung war abgetragen, aber darauf legten sie keinen Wert, sie hatten nie Wert darauf gelegt, denn wer von der Gesellschaft geächtet wurde, der machte sich auch nichts aus Äußerlichkeiten.

Es gab sie überall auf der Welt, und irgendwie verloren sie trotz der gewaltigen Entfernungen nie den Kontakt zueinander. In London hatten sich vier von ihnen zusammengefunden, weil hier ein Artgenosse gelebt hatte, dem ebenfalls der Teufel zur Seite gestanden war. Dieser Artgenosse hatte ein geheimnisvolles Spiegelkabinett geführt, ein Panoptikum des Grauens, doch er war nicht dazu gekommen, es auszubauen. Ein gewisser John Sinclair hatte ihn erledigt. Die Zwerge erfuhren von seinem Tod, und sie schworen finstere Rache. Zusammen waren sie zwar stark, jedoch nicht stark genug, denn sie hatten nicht nur Sinclair gegen sich, sondern auch die meisten Menschen. Deshalb erhofften sie sich Hilfe. Sie schlossen einen Pakt mit dem Teufel.

Asmodis sollte ihnen zur Seite stehen.

Natürlich wußte der Höllenherr von den Zwergen und daß er sich auf ihre Loyalität verlassen konnte - nur hatte er sich in der letzten Zeit ziemlich zurückgehalten. Er wußte genau, daß ihm die Zwerge nicht wegliefen, sie würden immer da sein und ihm auch weiterhin zur Seite stehen. Es war relativ viel Zeit vergangen, und der Teufel hatte mit dem Tod seiner Tochter Asmodina eine Niederlage einstecken müssen. Asmodis besann sich also auf seine irdischen Hilfstruppen. Dazu gehörten nun einmal die Zwerge, sie kamen ihm in seiner Situation gerade recht. Als er ihren Ruf spürte, da war er sofort zur Stelle und nahm Kontakt mit ihnen auf, denn die Beschwörung kam seinen eigenen, finsternen Plänen sehr entgegen.

Das Sigill auf dem Boden glühte noch stärker auf. Es war das Zeichen des Satans, das genaue Abbild, und aus dem aufgerissenen Maul drang nach Schwefel und Brand riechender Qualm, der sich ausbreitete und in trägen Wolken der Decke entgegstieg.

»Satanas, Satanas!« rief einer der Zwerge mit sich überschlagender Stimme. »Du weißt, daß wir deine Diener sind. Erhöre uns und zeige uns den Weg zur Macht.«

Der Qualm verdichtete sich. Es wurde warm innerhalb des Kellers. Das Glühen breitete sich aus und übergießte die Wände mit einem blutigen Schein.

»Ich höre euch!«

Eine dumpfe Stimme ertönte. Sie war sehr nah und gleichzeitig unendlich weit entfernt. Dimensionen lagen zwischen ihr und den vier Zwergen, doch jeder der vier konnte sie genau verstehen. Für einen Moment saßen die vier Zwerge wie erstarrt. Über ihre Gesichter glitt nicht nur ein Leuchten, sondern auch ein Staunen. Sie hatten es geschafft, der große Asmodis stellte sich auf ihre Seite, und sie spürten, daß dies hier der Beginn einer großen Zeit war. Einer Zeit der Zwerge...

Der Zwerg, der der Tür am nächsten saß, begann zu sprechen. »Großer Asmodis!« rief er. »Du weißt genau, welch treue Diener wir sind. Wir würden alles für dich tun. Wir bauen dein Reich auf, gib du uns die Chance, ebenfalls groß und mächtig zu werden.«

»Ihr sollt sie haben!« klang es dumpf und hallend zurück.

»Was müssen wir tun?«

»Mir dienen, mir gehorchen.«

»Das wollen wir, aber du mußt uns auch die Kraft geben, denn deine Feinde sind mächtig!«

Da lachte der Satan. Und dieses Lachen war böseartig. Es schallte aus der Unendlichkeit zu den vier Dienern herüber. »Ich weiß selbst, wie mächtig meine Feinde sind. Es gibt zwar viele Menschen, die mir dienen wollen, doch sie tun oft nicht das, was ich verlange. Wie steht es mit euch, ihr Zwerge?«

»Du weißt, daß wir dir zur Seite stehen wollen. Du kannst auf uns zählen. Deine Feinde sind auch unsere Feinde.«

»Das wollte ich bestätigt haben. Trotzdem seid ihr zu schwach, denn andere sind stark. So stark, daß ich mich gezwungen sah, bereits etwas zu unternehmen. Ich habe aus der Welt der Schatten und der Seelenlosen einen Diener kommen lassen, der selbst bei den Dämonen geächtet ist, weil er sich nie in den Vordergrund spielt, sondern das an sich reißt, was andere schon für ihn erledigt haben. Mit ihm will sich keiner verbünden, er lauert im Hintergrund, und es müssen schon besondere Ereignisse eintreten, um auf ihn zurückzugreifen.«

»Wer ist es?«

»Galuri, der Dämonen-Parasit!«

Schweigen. Die Stimme des Teufels, aus der Unendlichkeit kommend, verhallte. »Wir kennen ihn nicht!«

»Das glaube ich euch gern. Niemand kennt ihn genau, aber ihr sollt ihn kennenlernen, das könnt ihr mir glauben. Ich allein habe mich an

ihn erinnert und ihn aus den Tiefen der Unendlichkeit geholt. Er ist bereits auf dem Weg zu euch und hat ein Opfer bekommen, denn ihr wart nicht vorsichtig genug. Man hat euch beobachtet, wie ihr mich angerufen habt. Doch der Zeuge geriet in die Klauen des Dämonen-Parasiten und lebt nicht mehr. Nur noch sein Schatten existiert, er befindet sich in meiner und in Galuris Hand.«

Die Zwerge, waren überrascht. »Wie hat Galuri es geschafft?« wollten sie wissen.

»Er nahm ihm nicht nur das Herz, sondern gab mir auch seine Seele. Sie allein lebt weiter, als mein Diener. Sie ist dem Bösen und der Hölle verfallen, denn sie will und sie wird töten. Für mich, für euch. Andere Seelen werden hinzukommen, so daß Galuri bald ein Heer von Seelen anführen kann. Ein großer Plan beginnt und nimmt langsam Form an. Die Schatten kommen, die Schatten sind da. Sie werden zuschlagen und mit der Urgewalt der Hölle über die Menschen herfallen. Bald schon, denn am morgigen Tag findet in London ein Ereignis statt, auf das ich gewartet habe.«

»Was ist es?«

»Ich werde es euch später sagen, meine Freunde.« Asmodis lachte.

»Wenn ich mir jetzt schon die Folgen vorstelle, kann ich nur lachen und mich freuen. Das Grauen schlägt zu, und damit es soweit kommen kann, werdet ihr mir die bestehenden Schwierigkeiten zusammen mit Galuri aus dem Weg räumen.«

»Wir tun alles für dich, Asmodis...«

»Das verlange ich auch von euch. Wenn das Chaos da ist, werdet ihr regieren. Dann gibt es niemand, der euch noch verlacht oder verspottet.«

Der Zwerg sprang auf. Er war der Anführer. Sein faltiges Gesicht verzerrte sich, er trampelte mit beiden Füßen, und in seinen Augen funkelte es böse. »Sage uns mehr, Asmodis. Wir wollen es wissen. Wir werden dir und dem Parasiten dienen.«

»Seid nicht so ungeduldig. Kanalisiert euren Haß, leitet ihn um und konzentriert ihn, dann kann euch nichts geschehen. Und denkt daran, daß ich meine schützende Hand immer über euch halte. Diesmal werdet ihr die Sieger sein!«

Solche Worte waren natürlich Wasser auf die Mühlen der Zwerge. Sie, die immer geknechtet worden waren, würden in Zukunft als die großen Sieger dastehen.

Noch einmal hörten sie die Stimme des Teufels. »Ich ziehe mich zurück und verlange, daß ihr Galuri ein ebenso großes Vertrauen entgegenbringt wie mir.«

»Das schwören wir«, sagten die vier im Chor.

»Er ist da!« erzählte der Teufel noch, wobei seine Stimme schon leiser klang, »er ist in eurer Nähe. Er will euch kennenlernen. Wartet nur, wartet...«

Damit verstummte die Stimme.

Gleichzeitig nahm das Strahlen der Teufelsfratze auf dem Boden ab. Nur noch ein schwacher Schein berührte die ansonsten dunklen Wände des Kellers.

Der Anführer hatte sich erhoben. Die letzten Worte seines Herrn hatte er stehend vernommen. Nun drehte er sich um und machte den drei anderen durch eine Handbewegung verständlich, sich ebenfalls von ihren Plätzen zu erheben. Sie standen auf.

In gespannter Haltung blieben sie stehen. Es schien, als lauschten sie noch einer Stimme nach, die längst verklungen war.

Der Kellerraum war nicht groß. Er besaß vier nackte Wände und eine Tür. Normalerweise roch es muffig, doch durch die Beschwörung des Teufels schwebte noch immer der Gestank nach Schwefel in dem düsteren Raum.

Menschen hätten ihn fluchtartig verlassen. Nicht die Zwerge. Für sie bedeutete dieser Keller alles. Hier trafen sie sich, um die finsternen Beschwörungen durchzuführen.

Würde Galuri kommen?

Asmodis hatte ihn angekündigt. Der Teufel log nie, wenn es um seine persönlichen Belange ging. Er war zu sehr Egoist und nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht.

Sie wußten nicht, wann und auf welche Art und Weise der Dämonen-Parasit erscheinen würde, er konnte sich materialisieren oder auch schon in seiner Gestalt erscheinen.

Alles lag in der Schwebe.

Auf den alten, faltigen Gesichtern der Zwerge breitete sich die Spannung aus. Ein normaler Mensch hätte diesen Keller sicherlich fluchtartig verlassen, denn hier lauerte das Böse. Es war nicht greifbar, doch untrüglich vorhanden.

Keine Schritte waren zu hören. Wenn der Dämonen-Parasit kam, dann lautlos.

Bisher wußte niemand seiner Diener, wie er aussah, welche Gestalt er hatte. Ob menschlich oder eine Mutation des Schreckens, das alles war ihnen unbekannt.

Wie er auch aussehen mochte, sie würden seine Diener bleiben, denn Asmodis trat für ihn ein.

Das allein zählte!

Und dann kam er.

Vor der Tür hörten sie ein Geräusch. Auf dem Kellergang lag Schutt. Die größten Reste waren weggeräumt worden, aber etwas blieb liegen. Lautlos konnte sich niemand anschleichen.

Irgend etwas knirschte, war schon in der Nähe der Tür, und erst jetzt stellten die Zwerge fest, daß es die Tür war, die dieses Geräusch verursacht hatte, als sie aufgedrückt wurde.

Langsam, behutsam - Spalt für Spalt. Er wurde größer, und die Blicke der vier Zwerge hingen gebannt an ihr. Als würden ihre Augen von unsichtbaren Fäden gelenkt, so sehr starrten sie auf das Holz und auf den sich immer mehr vergrößernden Spalt.

Er war inzwischen so breit, daß eine Hand hindurchgepaßt hätte. Und die Hand erschien!

Zum erstenmal sahen die vier Zwerge einen Teil des unheimlichen Dämons Galuri...

Die Augen meines chinesischen Freundes und Kollegen wurden groß, als ich vor ihm stand. »Du?« fragte Suko. »Wolltest du nicht ins Kino gehen, John?«

»Das dachte ich auch.«

»Und?«

»Darf ich reinkommen?«

»Natürlich, klar.« Suko ließ mich vorbei. »Sag bloß, der Alte hat wieder Wirbel gemacht?«

»Nein.«

Ich ging durch die Diele. Aus dem Bad hörte ich die typischen Geräusche, die entstehen, wenn Wasser in eine Wanne läuft. Shao nahm ein Bad. Sie mußte des Klingeln gehört haben, denn ihre Stimme übertönte das Rauschen des Wassers. »Wer ist es denn?«

»John.«

»Ach so.«

Normalerweise hätte ich einen flotten Spruch hinzugefügt, aber mir war in diesen Augenblicken nicht danach. Ich hatte noch immer das Bild des toten Jungen vor Augen und auch das seiner Eltern, als ich ihnen die Nachricht überbrachte.

Die Mutter hatte einen Weinkrampf bekommen. Dr. Murdock mußte noch einmal gerufen werden, um sie zu behandeln. Mr. Blake hatte es relativ gefaßt aufgenommen, aber sein Gesicht - von Qualen gezeichnet - würde ich nie vergessen können.

Ich nahm im Wohnraum Platz.

»Du kannst das Wochenende auch streichen«, sagte ich zu Suko. Der Chinese stellte den Fernsehapparat aus. Ich bekam die letzten

Worte des Sprechers noch mit. Er redete von einem Fußballspiel, das morgen im Wembley Stadion stattfinden sollte. Obwohl ich selbst Fußballfan bin, hörte ich nur mit halbem Ohr hin. Die Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit kreisten in meinem Kopf.

»Was ist denn geschehen, John?« Suko nahm mir gegenüber Platz. »So kenne ich dich kaum. Du bist blaß geworden.«

»Das hat auch seinen Grund.« Ich berichtete meinem Freund von diesem schrecklichen Erlebnis.

Jetzt wurde auch Suko bleich. Er preßte die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Nein«, hauchte er, »das darf nicht wahr sein. Ein Kind, sagst du? Ein dreizehnjähriger Junge?«

»Ja, und dies hier im Haus.«

Mit der flachen Hand schlug Suko auf seinen Oberschenkel. »Man hat uns beigebracht, einen Fall ohne jegliche Emotionen anzugehen. Hier fällt es mir verdammt schwer.«

Wenn Suko das sagte, sollte es schon etwas heißen. Mein chinesischer Freund war ansonsten ein Musterbeispiel für Selbstbeherrschung. Mein Bericht jedoch hatte ihn geschockt.

»Wir müssen also damit rechnen, auf eine völlig neue Dämonenart zu treffen«, zog ich das Fazit. »Eine Art, gegen die wir bisher noch nie gekämpft haben.«

»Und wogegen es auch kein Mittel gibt?« fügte der Chineser fragend hinzu.

Ich hob die Schultern.

»Was meinst du damit?« fragte Suko.

»Hast du schon gegen Schatten gekämpft?«

»Ja, gegen die des Spuks.«

»Richtig, aber die waren nur zweidimensional. Diese hier sind wie Menschen. Sie besitzen Länge, Breite und Höhe. Das darfst du nicht vergessen.«

»Du hast recht. Es wird schwierig, wobei ich das Wort unmöglich

ausspare.«

»Leider.«

»Hast du eine Idee, wer sie geschickt haben könnte? Ich meine, wer hinter den Zwergen steht? Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Schatten auf ihrem Mist gewachsen sind.«

»Asmodis. Der Junge hat schließlich von dieser seltsamen Beschwörung erzählt.«

»Tut mir leid. Ich hatte es vergessen.«

»Macht nichts. Es lag ja auf der Hand, daß Asmodis irgend etwas unternehmen würde. Nach der großen Niederlage wird er sich wieder voll auf die Menschen konzentrieren. Sonst hatte er immer Asmodina, die er vorschicken konnte.«

»Und seine Gegner?« fragte Suko.

»Du meinst, die in den eigenen Reihen?«

»Genau.«

»Das ist ein Problem, das uns weniger angeht. Sollen sie sich doch gegenseitig zerfleischen, wir sind die lachenden dritten. Bei der Mordliga haben wir es schließlich erlebt.«

Da hatte ich nicht gelogen, denn Dr. Tods grausame Mannschaft war dezimiert worden. Es hatte nicht nur Mr. Mondo erwischt, sondern auch Tokata, den Samurai des Satans. Für sein Ende zeichnete der goldene Samurai verantwortlich. Wir hatten miterlebt, wie er Tokata zwang, Harakiri zu machen.[\[3\]](#)

»Sicher hast du einen Vorschlag«, sagte der Chineser.

»Wir müssen zum St. James Square und uns den komischen Zirkus sowie die Zwerge einmal ansehen.«

»Das wollte ich eben sagen.« Der Chineser stand auf. Er ging in die Diele, öffnete dort die Tür zum Bad, und ich hörte, wie er mit seiner Freundin Shao sprach.

Was Shao sagte, konnte ich nicht verstehen. Begeistert war sie bestimmt nicht.

Suko kam zurück. Seine gefütterte Jacke hatte er über die Schulter gehängt. »Willst du noch Waffen mitnehmen?«

»Ja, ich könnte den Bumerang holen.«

»Okay, ich warte.«

Ich ging nach nebenan in meine Wohnung und holte den Bumerang.

Lange genug hatte er sich in den Händen meines Feindes Solo Morasso befunden, endlich hatte ich ihn wieder, und ich wollte ihn hüten wie meinen Augapfel.

Ich steckte die Waffe ein. An der rechten Gürtelseite hatte ich mir eine Schlaufe anbringen lassen, in die der Bumerang gesteckt werden konnte. So behielt ich das Gleichgewicht zu meiner Beretta, die links ihren Platz gefunden hatte.

Suko stand im Flurgang und hatte das Gesicht verzogen.

»Bist du sauer?« fragte ich.

»Nein, aber Shao. Sie hatte sich auf einen ruhigen Abend am Wochenende gefreut.«

»Wie heißt es so schön? Polizisten sind immer im Dienst.«

»Das stimmt.«

Mit dem Lift fuhren wir in die Tiefgarage. Seitdem ich dort einmal überfallen worden war, und man mir mein Kreuz geraubt hatte, um es gegen eine Imitation zu vertauschen, war ich immer besonders vorsichtig. An diesem Abend lauerte niemand auf uns. Nur zwei Wagen fuhren auf die schräge Rampe zu, um den Komplex zu verlassen. Suko nahm auf dem Beifahrersitz Platz, ich fuhr. Ein komisches Gefühl hatte ich schon. Ich hatte erlebt, wie gefährlich diese Schatten waren, und ich fragte mich, ob wir gegen sie bestehen konnten...

Noch weiter wurde die Kellertür aufgeschoben. Etwas Grünes schob sich durch den Spalt, was zuerst nicht zu erkennen war, doch als es weiter vordrang, da sahen die vier Zwerge, daß es sich dabei

um eine Hand handelte.

Eine Hand mit fünf Fingern!

Seltsame Finger waren dies. Sie sahen zwar menschlich aus, aber anstatt der Spitzen besaßen sie Kugeln, die an kleine Schleimbeutel erinnerten.

»Er kommt!« wisperte einer der Zwerge. »Ich sehe ihn...«

Die anderen gaben keine Antwort. Sie starrten nur auf die Hand, die sich weiterschob und von der jetzt sogar ein Teil des Armes zu erkennen war. Ebenfalls grün und auch mit einer leichten Schleimschicht überdeckt. Ein Stoß gegen die Tür.

Sie flog weit auf, erreichte ihren Anschlag und prallte sogar noch gegen die Wand. Dann stand Galuri im Raum.

Er war eine wirklich furchterregende Gestalt. Entfernt erinnerte er an eine Mischung zwischen Mensch und Ghoul. Menschlich insofern, was seine Umrisse angingen. Sie wiesen die normalen Formen der Erdenbewohner auf. Er hatte zwei Arme, einen Körper und zwei Füße. Aber da war die Haut, und sie erinnerte an milchiges Glas, das einen grünen Farbton besaß. Sie war durchsichtig, wenn auch leicht angetrübt, doch innerhalb dieses Körpers saß ein dunklerer Gegenstand und pumpte.

Ein Herz!

Es war ein menschliches Herz, das der Dämonen-Parasit sich geholt hatte.

Von einem dreizehnjährigen Jungen...

Es befand sich nun in seinem Körper. Dabei pulsierte und schlug es wie zuvor, als es sich noch auf seinem angestammten Platz befunden hatte. Galuri bot einen schaurigen Anblick, und selbst die vier Zwerge waren davon überrascht, ließen sich jedoch nichts anmerken, sondern hießen ihn willkommen.

Ihr Sprecher übernahm das Wort. »Asmodis hat uns von dir berichtet, Galuri. Sei willkommen in unserer Mitte. Komm als unser

Herr, und wir folgen deinen Befehlen!«

Der Dämonen-Parasit bewegte sich voran. Kein Laut war zu hören. Sein grünes Gesicht konnte man nicht als solches bezeichnen. Es war eine glatte, durchsichtige Fläche. Ohne irgendwelche Sinnesorgane. Und doch sprach das Wesen. Irgendwo aus seinem Innern drangen die Laute den Zwergen entgegen.

»Ihr wollt mir dienen?« hörten sie die Worte.

»Ja!« erwiderten die Zwerge im Chor.

»Dann müßt ihr bereit sein, alles für mich zu tun und mir alles zu geben.«

»Das werden wir.«

»Auch eure Herzen?« fragte der Galuri scharf.

Da zuckten die Zwerge zusammen. Sie hätten nie mit so einer Forderung gerechnet. Asmodis hatte sie reingelegt. Er hatte ihnen Macht und Ansehen versprochen, doch wenn sie Galuri ihre Herzen abgaben, war dies verloren. Dann starben sie.

»Ihr habt Angst, wie?«

»Wir werden sterben«, sagte der Sprecher.

»Ja und nein. Eure Körper bleiben zwar liegen. Ihr jedoch werdet weiter existieren. Und zwar als Schatten, als meine Diener. Denn ich kontrolliere euch, indem ich eure Herzen an mich reiße und mit meinem Körper vereinige. Jeder, der auf meiner Seite stehen will, muß mir so gehorchen. Einen Diener habe ich mir bereits geholt.« Galuri drehte sich um und rief: »Komm her!«

Etwas wischte in den Kellerraum.

Es war ein Schatten. Grünlich schimmernd, etwas größer als die Zwerge und mit zwei weißen Augen. Dabei existent und trotzdem durchsichtig.

»Ihm hat einmal das Herz gehört«, erklärte Galuri, »aber jetzt ist es meins. Seht ihn euch genau an, so werdet auch ihr bald sein, wenn ihr meine Diener sein wollt. Geh zu ihnen, Tim!«

Tim bewegte sich. Von einem Augenblick zum anderen hatte der Schatten die Zwerge erreicht und war vor ihnen stehengeblieben. Seine Umrisse zitterten. Irgendwie eckig wirkte er in seiner kaum faßbaren Gestalt, und die weißen Augen sahen aus wie kleine Leuchtkugeln. Die Zwerge waren unwillkürlich zurückgewichen. Sie dachten das gleiche. Dem Teufel wollten sie wohl dienen, um Macht und Einfluß zu gewinnen, doch sie wollten nicht ihr eigenes Leben hergeben und so werden wie der Schatten vor ihnen.

»Faßt ihn an!« zischte der Dämonen-Parasit. »Na los!«

Die Zwerge zögerten. Schließlich nahm sich ihr Sprecher ein Herz und hob seinen rechten Arm.

Der Schatten blieb stehen.

»Mach schon!«

Da griff der Zwerg zu. Er wollte den Schatten vor die Brust stoßen, berührte ihn auch, fühlte für einen Moment etwas Kaltes auf seiner Haut - und griff hindurch.

Der Schatten war nicht vollstofflich. Er war zwar da, doch bestand er nicht aus Materie!

Man konnte durch ihn hindurchgreifen!

Der Zwerg begriff erst nach einigen Sekunden die Tragweite dieses Phänomens. Da wankte er zurück. Schrecken zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, und er hörte wie auch die anderen das Lachen des Dämonen-Parasiten.

»So sieht eure Zukunft aus!« kreischte dieser Dämon. »Ich werde euch zu Schatten machen und eure Herzen in meinem Körper schlagen hören. Ein Zurück gibt es nicht mehr!«

Der Schatten huschte weiter und baute sich neben Galuri auf, wo er stehenblieb. Die beiden wirkten wie zwei Aufpasser, die keinen aus dem Keller lassen wollten.

Das waren sie letztendlich auch. Vier Zwerge, die dem Satan dienen wollten und nun einem Dämonen-Parasiten in die Hände

gefallen waren.

»Was ist?« höhnte Galuri. »Soll ich euch die Herzen mit Gewalt nehmen? Oder wollt ihr sterben?«

»Nein!«

»Dann entscheidet euch!«

Die Zwerge schauten sich an. Sie waren immer benachteiligt worden, die Welt hatte sie lächerlich gemacht und nie akzeptiert. Vom Pakt mit dem Teufel hatten sie sich einiges versprochen, sie wollten endlich Macht erringen, aber das war ein Trugschluß gewesen. Der Teufel hatte ihren Wunsch zwar angenommen, doch er leitete ihn weiter, und sie mußten sich nun einem anderen Dämon unterordnen, der sie für seine Zwecke mißbrauchen wollte.

Zuerst bewegte der Anführer den Kopf. Er hieß Parrax, und was Parrax vorschlug, das befolgten die anderen genau. Auch sie nickten. Galuri lachte triumphierend. »Es wäre euch auch nichts anderes übriggeblieben. Schließlich wollt ihr überleben, und das könnt ihr nur mit meiner Hilfe.«

Parrax straffte sich. Seine kleine Gestalt wurde dadurch kaum größer.

»Was sollen wir tun?«

»Mir dienen.«

»Aber du willst unsere Herzen?«

»Natürlich, du Wicht.« Der Dämonen-Parasit schüttelte sich vor Lachen.

»Ich will sicher sein, daß ihr immer bei mir bleibt. Und ich werde mir eure Herzen holen. Der Reihe nach.« Er streckte seinen Arm aus, und der Finger mit der schleimigen Kugel an seinem Ende deutete auf Parrax.

»Du zuerst. Tritt zwei Schritte vor!«

Parrax ging.

Er war zwar ein Zwerg, dennoch ein Mensch. Er hatte Gefühle,

kannte Trauer, Schmerz, Liebe, Freude. Er hing an seinem Menschdasein. Das sollte alles vorbei sein?

Es schien, als könnte Galuri Gedanken lesen, denn er fragte: »Willst du es dir noch überlegen und ein-für allemal getötet werden?«

Parrax zögerte einen Moment. Dann hatte er sich zu einer endgültigen Antwort entschlossen. »Du kannst mich und meine Freunde nehmen, Galuri!«

Der Dämonen-Parasit nickte. Er wandte sich an seinen Helfer und stieß die zischenden Worte aus: »Bleib du hier an der Tür stehen. Ich traue ihnen nicht völlig.« Da kam er vor. Wieder bewegte er sich absolut lautlos. Unheimlich war er anzusehen, und noch unheimlicher wirkte das Herz in seinem durchsichtigen Körper. Es pochte und klopfte in einem ewigen Rhythmus, wurde von geheimnisvollen Kräften in Bewegung gehalten, die kaum jemand kannte.

Vor Parrax blieb er stehen. Er breitete seine Arme aus. Er wirkte so, als wollte er den Zwerg umfassen.

Dann griff er zu.

Eine Umarmung im eigentlichen Sinne war es nicht. Galuri legte sich auf sein Opfer und hüllte ihn in einen grünlichen Schein, wobei die weißen Augen in seinem Kopf entstanden und wie kleine Antennen vorsprangen. Zuerst spürte Parrax so gut wie nichts. Hoffnung durchflutete ihn schon, als er an den Füßen die Kälte merkte, die zuerst die Hacken erfaßte, bis zu den Zehen vorkroch, sich auf der Oberseite weitertastete, an den Beinen hochkroch, die Waden erreichte und ihren Weg bis zur Hüfte fand. Alles starb ab, wurde kalt. Das Blut gefror, und aus dem Körper wich sämtliches menschliche Leben.

Der Tod war unterwegs und ließ sich nicht mehr aufhalten. Er kroch höher und höher, seine gierigen, unsichtbaren Knochenfinger wanderten und ließen das nie mehr los, was sie einmal in ihren

Krallen hatten. Rasend klopfte das Herz des Zwerges. Er hatte seinen Kopf in den Nacken gerissen, den Rücken durchgebogen und stand steif auf dem Fleck. Noch lebte er, aber der Tod war wie ein schleichendes, grausames Gift, das näher und näher kam.

Bis zum Zentrum.

Dort, wo das Herz schlug...

Parrax atmete keuchend und röchelnd. Seine Artgenossen sahen die Qualen, die er zu erleiden hatte und stellten fest, daß es ein verdammt hoher Preis war, den der Teufel verlangte, wenn man sein Diener werden wollte.

Er erlebte die letzten Sekunden seines Lebens wie in einem Wahn. Reue packte ihn. Er hätte es doch nicht machen sollen, lieber als Zwerg weiterexistieren als so ein grausames Schicksal zu erleiden, wie ihm nun bevorstand.

Ab der Hüfte spürte er schon nichts mehr. Da war er tot und steif. Der eiserne Ring dehnte sich aus, er kroch höher und erreichte die Brust, wo auch das Herz unter der Haut schlug.

Noch schlug...

Es trommelte einen rasenden, fast verzweifelten Wirbel. Hämmerte und pochte, schlug wild, als spürte es, daß etwas Endgültiges kam. Galuri kannte keine Gnade. Seine Magie ließ sich durch nichts aufhalten, sie fraß, sie nahm Besitz, sie wollte töten und sich gleichzeitig bereichern.

Der Rhythmus der Herzschläge veränderte sich. Er setzte mal aus, begann wieder, wurde unregelmäßig, ein letztes rasendes Dröhnen noch, dessen Echo in Parrax Schädel wiederhallte, dann war es vorbei. Der Dämonen-Parasit hatte sein zweites Opfer gefunden, und der Zwerg fiel steif zu Boden, wo er liegenblieb. Niemand kümmerte sich um ihn, auch seine Freunde nicht. Sie blieben stehen, als hätte jemand Leim unter ihre Sohlen geschmiert.

Mit einer huschenden Bewegung löste sich der Schatten von dem

Toten. Galuri lachte. Sein Gelächter drang aus dem flachen Schädel, und er sagte in das Lachen hinein: »Das war der erste Teil. Er ist tot, doch er wird weiterleben, ich, der Dämonen-Parasit Sorge dafür.« Die Worte klangen noch im Raum, als Parrax' Haut sich verfärbte. Sie wurde grünlich, und kaum hatte die Farbe seinen gesamten Körper erfaßt, da löste sich von der leblosen Hülle ein Schatten. Er zitterte in der Luft, stieg hoch zur Decke und wurde von den drei Augenpaaren der Zwerge mit angstvollen Blicken verfolgt.

»Seht her!« rief der Dämonen-Parasit. Seine Stimme ließ die drei Zwerge erzittern.

Aber sie schauten ihn an.

Jeder der drei sah es.

Galuri hatte sich verändert. Nicht mehr ein Herz schlug in seinem durchsichtigen Körper, sondern zwei. Das eine gehörte Parrax!

Ihn gab es nur noch als Schatten, der wie ein kalter Windzug durch den Keller huschte und sich zu dem ersten an der Tür gesellte. Er wußte, wo er hingehörte.

»Und nun zu euch«, sagte Galuri, »wer meldet sich als nächster? Wer will an die Reihe kommen?«

Sie traten zu dritt vor, und der unheimliche Schattendämon lachte. Er hatte das Spiel gewonnen...

Der Wind fuhr gegen das kleine Zelt und peitschte die Plane. An einer Seite war sie aufgerissen, die langen im Boden steckenden Stöcke hatten nicht gehalten, und wie mit gierigen Fingern fuhr der Wind unter das Stück Zelt und schleuderte es hoch.

Niemand kümmerte sich darum, denn das Zelt stand einsam und verlassen auf dem unbebauten Grundstück. Es war nicht einmal vom Unkraut befreit worden. Überall verteilt lagen Steine, regelrechte Stolperfallen, denn das Licht einer einsam brennenden Laterne stand zu weit weg, als daß es den Platz erreicht hätte.

Ich fuhr den Bentley vor das Zelt, stoppte und ließ Motor und Lichtstrahlen ersterben.

Wir stiegen aus.

Sofort erfaßt auch uns der Wind. Er war unangenehm naßkalt. Die Temperaturen lagen knapp über dem Gefrierpunkt, und ich war froh, meinen Burberry übergestreift zu haben.

Suko seilte den Kragen seiner Jacke hoch. »Sieht verdammt leer aus«, meinte er.

»Hast du deine Lampe?«

»Ja.«

»Okay, sehen wir uns das Zelt mal an.«

»Sprach der Junge nicht von dem Nebenhaus?«

»Da schauen wir gleich nach.«

»Wie du willst.«

Wir suchten nach einem Eingang. Wo er sich normalerweise befand, war alles festgezurt. Hinter dem kleinen Zirkuszelt entdeckten wir zwei Wohnwagen. Sie sahen aus, als würden sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Die Farbe blätterte ab, das Holz war morsch und hatte sich mit Feuchtigkeit vollgesaugt.

Seltsamerweise fanden wir die Türen offen. Gemeinsam durchsuchten wir die Wagen. Wir gingen bewußt zu zweit, denn allein hatte ich in einem ähnlichen Gefährt schon eine sehr unangenehme Überraschung erlebt, als ich den Spiegel-Dämon jagte.

Schlafkojen, Tische, Schränke, Stühle, miserable Waschgelegenheiten, und eine Toilette war gar nicht vorhanden. Wer in diesen beiden Wagen hauste, stellte wirklich so gut wie überhaupt keine Ansprüche an das Leben.

Nach einigen Minuten verließen wir ihn wieder. »Hast du mit einer Überraschung gerechnet?« fragte Suko und richtete seinen Blick auf meine Beretta.

»Irgendwie schon.«

»Kaum etwas wiederholt sich.«

»Wie recht du hast, Meister des Wortes«, gab ich zurück und ging schon auf das Zelt zu. Und zwar dort, wo der Wind die Plane hochhob. Suko drückte sie noch mehr in die Höhe, leuchtete auch, und ich tauchte in das Zeltinnere.

Schon nach einem Schritt stieß ich mir das Schienbein. Im Schein der Lampe entdeckte ich eine halbrunde Bank. Ich war gegen die Kante gestoßen.

»Leuchte mal!« zischte ich Suko zu.

Vorerst kroch er in das Zelt. Der Lampenstrahl tanzte dabei und warf seine helle Insel auf die Inneneinrichtung. Sie bestand aus einer kleinen Manege, in die jemand etwas Sand über den matschigen Untergrund gestreut hatte. Drei Bankreihen zählten wir. Sie waren in der Höhe nicht einmal versetzt, so daß der, der gerade einen großen Menschen vor sich sitzen hatte, angeschmiert war.

Ich kletterte vor. Suko blieb ein wenig zurück und leuchtete. Als ich meinen Fuß zum letztenmal hob und in die Manege trat, packte die Hand gedankenschnell zu und umklammerte meinen Knöchel. Sie zog sogar daran.

Ich übte mit dem Bein einen Gegendruck aus und kam wieder frei. Sofort schaute ich nach unten.

Dabei sah ich nicht nur die Hand, sondern auch einen Ann. Auch hörte ich ein Gurren, und im nächsten Moment rollte ein Körper unter der Bank hervor.

Mit einem gewaltigen Satz sprang Suko über die Hindernisse und stand neben mir.

Es war kein Zombie oder irgendein anderes dämonisches Wesen, daß mich da festhielt, sondern ein Penner. Alkoholdunst wehte von unten her zu uns hoch. Der Gestank war vermischt mit muffigem Kleidergeruch. Seife schien für den Knaben ein Fremdwort zu sein. Er blinzelte in den Strahl der Lampe und grinste von Ohr zu Ohr.

»Willkommen, Freunde, hier ist noch Platz genug. Macht's euch bequem. Und gebt mir einen Schluck. Ich habe 'ne Kehle wie die Wüste Gobi. So ausgedörrt.«

Ich ging in die Hocke. »Hör zu, Wüstenfuchs«, sagte ich. »Bist du allein hier?«

»Immer.«

»Aber hier waren doch...«

»Klar, die Zwerge. Sind tolle Kerle. Ich helfe ihnen immer und kriege dafür 'ne Flasche.«

»Und wo stecken die Zwerge jetzt?«

»Keine Ahnung«, brabbelte der halb betrunkene Penner. »Sind ja meine Arbeitgeber. Die sagen mir nie, wohin sie gehen. Vielleicht holen sie Obst.«

»Obst?« fragte ich.

»Klar. Flüssiges Obst. Pflaumenschnaps. Ist nämlich mein Lieblingsgetränk. Ihr habt nicht zufällig...«

Ich stand wieder auf. Auch an Sukos Gesicht hatte ich gesehen, daß er den Penner nicht länger stören wollte. Deshalb gingen wir.

»He!« rief der Knabe uns nach. »Wo wollt ihr denn hin, ihr beiden? Macht doch keinen Mist. Laß mich...«

Wir hörten nicht mehr, was er sagte, sondern gingen zurück.

»Das Haus«, sagte Suko nur und deutete nach links, wo eine Wand stand, von der die obere Hälfte fehlte. Auch der Dachstuhl war teilweise abgerissen worden. Wie Skelette ragten die Balken in den Himmel, und der Wind jaulte in den alten Sparren und Wanten.

»Ist ja lebensgefährlich, so ein Haus hier stehenzulassen«, bemerkte Suko.

Ich gab ihm recht. Und das inmitten der City, denn ruhig war es hier nicht. Der Verkehrslärm vom St. James Square drang als stetiges Summen an unsere Ohren.

Diese kleine Straße hier beherbergte noch alte Häuser. Einige

waren abgerissen, es sollte saniert werden, doch dann kam der Trend mit den Bürgerinitiativen, den ich begrüßte. Die Menschen wollten die alten Häuser erhalten, auch mir gefielen diese Bauten besser als die kalten Betonfassaden irgendwelcher Banken oder Industrieunternehmen. Allerdings gab es bei dem Bau, vor dem wir standen und wo Timmy die Beschwörung beobachtet hatte, nichts mehr, was man hätte renovieren oder sanieren können. Eine baufällige Fassade. Die Fenster im Erdgeschoß waren mit Brettern zugenagelt. Die Mühe hätte man sich sparen können, denn die Eingangstür fehlte völlig.

Wie ein Tunnel kam uns der Hausflur vor. Suko leuchtete hinein. Wo der Lichtstrahl dünner wurde und zerfaserte, sahen wir die Reste einer Treppe.

Miese Fragmente, herabhängende Geländerstücke, fehlende Stufen, und nur noch die Untergrundkonstruktion war zum Teil vorhanden. Da traute sich keiner mehr hoch.

Auch wir nicht.

»Der Keller«, erinnerte Suko mich. Er betrat das Haus, und wenig später stand auch ich in dem zugigen Flur. Der Wind pffiff durch das zerstörte Dach, bahnte sich seinen Weg und wirbelte im Hausflur Staub hoch, der zusammen mit nicht weggeräumtem Schutt herumlag.

Wir suchten die Kellertür.

Wie so oft in diesen Häusern brauchten wir nicht lange herumzuirren, die Erfahrung half uns weiter. Wir gingen parallel zur Treppe, gelangten an die Rückseite, und dort existierte auch die Tür zum Keller. Sie wurde vom Lichtstrahl getroffen und bot uns eine erste Überraschung. Sie war relativ neu und sah auch ziemlich stabil aus. Wenn sie abgeschlossen war, würden wir Mühe haben, sie zu öffnen. Ich drückte auf die Klinke.

Offen!

Muffige Luft schlug uns entgegen. Suko leuchtete. Im Lichtstrahl

tanzen Millionen von Staubkörnern, und auf den Steinstufen lagen die Schuttreste.

Zumeist waren es Steine. Alte Ziegel, rostrot schimmernd, hin und wieder mit hartem Mörtel beklebt. Den Gang konnte man als halbsbrecherisch bezeichnen.

Ich ging diesmal vor, und Sukos Lampe wies mir den Weg. Meine Beretta hielt ich schußbereit, und auch das Kreuz hatte ich offen über den breiten Burberry-Kragen gestreift. Wir konnten nicht wissen, welche Gefahren dort unten lauerten.

Es war still.

Aufgeschreckt huschte eine dicke schwarze Spinne über die Wand. Ich hielt mich an dieser Mauer fest, und meine Hand war der Spinne im Weg, so daß sie über die Haut kroch und dann in einem Spalt verschwand.

Spinne am Abend, erquickend und labend. So das Sprichwort. Ich hatte jedoch das Gefühl, daß es sich hier irrte.

Der Keller war zwar relativ geräumig, doch es gab nur eine Tür. Wenigstens nur eine, die wir sahen, denn im Hintergrund lag der Schutt so hoch, daß er fast die Decke berührte.

Dort rührte sich nichts, und dahinter würde sich auch nichts rühren. Mit dem Daumen deutete Suko auf die Tür. Ich nickte.

Wir machten uns bereit. Es war das alte Spiel. Sollte hinter der Tür eine für uns böse Überraschung lauern, würden wir ihr mit ebenso einer Überraschung begegnen. Suko baute sich seitlich auf, machte den rechten Arm lang und drückte die Klinke nach unten. Abermals standen wir vor einem nicht verschlossenen Eingang. Der Chinese hatte bereits sein rechtes Bein halb angehoben und seine Beretta gezogen, als ich nickte. Suko trat zu.

Der Fuß wuchtete gegen das Holz, es gab einen dröhnenden Ton, und im nächsten Augenblick hatten wir freie Bahn.

Suko und ich tauchten geschmeidig in das Dunkel, hielten unsere

Waffen feuerbereit und wischen nach rechts und links weg. Nichts rührte sich.

Niemand schoß auf uns, keiner griff uns an. Wir hatten mit unserer Aktion nur Staub aufgewirbelt, und dies im wahrsten Sinne des Wortes, denn die dichten Wolken wallten träge durch den Keller. Die Lampe brannte noch. Suko stand als erster auf. Ich kam ebenfalls auf die Beine und sah, wie der Chinese seinen rechten Arm schwenkte. Der Lampenstrahl huschte durch den Kellerraum und glitt auch über die Wände. Sie zeigten keinen Putz, nur das rohe, nackte Gestein.

»Der Keller ist...« Das Wort leer blieb Suko im Halse stecken, denn der helle Lichtbalken hatte ein Ziel gefunden.

Einen Menschen!

Er lag auf dem Rücken, und als das Licht ein wenig zur Seite wanderte, sahen wir einen zweiten.

Ich will es kurz machen. Wir entdeckten einen dritten und auch einen vierten Mann.

Vier Tote!

Erschüttert standen wir vor den Leichen. Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich an das Drama dachte, das sich in diesem Keller abgespielt haben mußte. Genau wußte ich es nicht, wir konnten nur spekulieren, doch ich wollte einen Beweis.

»Leuchte mal genau«, sagte ich zu Suko und ging in die Knie. Meine Hände fuhren über den kalten, toten Körper des Zwergs, wanderten hoch bis in Herzhöhe, und dort ertastete ich das gleiche Phänomen wie schon bei dem dreizehnjährigen Timmy.

Den Zwergen fehlte das Herz.

Es war nicht einfach, mit dieser Tatsache fertig zu werden. Ich fuhr mit der Hand über meine Stirn und wischte mir den Schweiß ab, der sich trotz der Kühle gebildet hatte. Ich dachte darüber nach, welche Verbindung zwischen Timmy und den Zwergen bestand.

Wahrscheinlich keine. Der Junge hatte sicherlich nur sterben müssen, weil er Zeuge gewesen war.

Aber die Zwerge hatte es auch erwischt. Warum? Standen sie nicht auf der Seite dieses Schattendämons?

Da fiel mir etwas ein. Ich rechnete nach. Suko hatte den gleichen Gedanken wie ich, nur sprach er ihn aus.

»Wenn du den Jungen mitrechnest und dann diese drei Zwerge, die ebenfalls keine Herzen mehr haben, kann man davon ausgehen, daß dieser Dämon, den du gesehen hast, erstarkt ist.«

Ich stellte mich wieder hin und gab Suko recht. »Nur müssen wir ihn finden«, fügte ich noch hinzu. »Das ist jetzt das große Problem.«

»Leider.«

»Sollen wir die vier abholen lassen?« erkundigte sich der Chineser. »Man müßte sie mit dem Jungen zusammen untersuchen. Sicherlich sind bei den fünf Opfern die Symptome gleich.«

Der Meinung war ich ebenfalls. Ich drehte mich schon, um zu gehen, als wir beide von einem Ereignis überrascht wurden. Oben knallte die Tür zu. Das Geräusch war so stark, daß wir beide zusammenfuhren. Sofort löschte Suko die Lampe. Im Dunkeln standen wir nebeneinander und warteten darauf, daß sich unsere Augen an die Finsternis gewöhnten. Kam dort jemand?

»Das kann auch der Wind gewesen sein«, wisperte der Chineser. Ich nickte, obwohl er es nicht sehen konnte.

Beide konzentrierten wir uns, achteten auf Schritte, denn wir rechneten damit, daß jemand die Treppe hinunterkam. Leise konnte er nicht gehen, es lag zuviel Schutt auf den Stufen.

Undeutlich zeichnete sich der Umriß der Kellertür vor unseren Augen ab. Ein geheimnisvolles Viereck, in dem der Staub einen wirbelnden Reigen aufführte.

Es blieb ruhig.

»Scheint doch der Wind gewesen zu sein«, bemerkte ich leise, als

Suko einen Zischlaut ausstieß. Es hätte dieser Warnung nicht bedurft, denn ich bemerkte die Bewegung im offenen Türrechteck im gleichen Augenblick. Ein Schatten war da!

Suko hatte nicht erlebt, wie gefährlich diese Wesen sein konnten, deshalb hielt ich ihn zurück, als er vorstürmen wollte. »Du kannst ihn nicht packen!« zischte ich, »bleib unten!«

Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als der Schatten schon in den Raum huschte. Ich hörte ihn nicht, sah ihn wohl und bemerkte ihn, denn es wurde kühler, als er in meine Nähe geriet.

So rasch es ging, sprang ich zur Seite, streifte mein Kreuz über den Kopf und hielt es als Schutz vor mich.

Hoffentlich war es auch ein Schutz.

Da hörte ich das Klatschen. Suko hatte doch nicht anhalten können und mit der Dämonenpeitsche zugeschlagen. Wenn man diesen dreidimensionalen Schatten anschaute, dann war es wirklich schwer zu glauben, daß er nur ein Geist sein sollte.

Ich rückte ein wenig nach rechts, weil es dort heller war, und erkannte unseren Gegner.

Er war zur Decke gehuscht.

Dort lauerte er auf seine Chance. Zwei weiße Augen sah ich. Sie kamen mir vor wie Kugeln, und ihr Blick war starr auf mich gerichtet.

»Hast du ihn erwischt?« flüsterte ich Suko zu.

»Klar, aber hindurchgeschlagen.«

Das hatte auch der Schatten vernommen. Bisher hatten wir nicht gewußt, daß er auch reden konnte. Im nächsten Augenblick wurden wir eines Besseren belehrt.

Er sprach uns mit einer Stimme an, die geisterhaft, hohl und singend zugleich klang. Es war eine unheimliche Stimme, sie schien aus dem Jenseits zu kommen. Mir rieselte es eiskalt den Rücken hinunter.

»Eure Herzen! Ich will eure Herzen...«, hörten wir es geisterhaft wispern.

»Dann hole sie dir«, erwiderte ich und hielt mein Kreuz hoch.

»... gleich, wartet es ab... wir holen uns alle Herzen... wir, nur wir allein...«

»Wer seid ihr?«

»Wir gehören zu Galuri.«

»Und wer ist das?«

»Der Dämonen-Parasit. Er wird euch zeigen, wer der Meister ist. Er sammelt Herzen, er bekommt sie - alle...«

Das waren seine letzten Worte. Dann stieß der Schatten sich ab, zielte genau auf mich, ich spürte die stärker werdende Kälte und rechnete mit einem Frontalangriff auf mich und das Kreuz, doch kurz bevor der Schatten es erreichte, drehte er ab, flog in Richtung Tür und verließ den düsteren Keller.

Im Flur lachte er noch einmal hohl und kichernd auf. »Wartet nur... ich hole sie mir...«

Dann hörten wir nichts mehr.

Ich lief aus dem Keller, stolperte in den Vorraum, sah noch die mit Schutt überladene Treppe, von dem Schatten allerdings war nichts mehr zu entdecken.

»Ist er weg?« fragte Suko, der mir gefolgt war.

»Ja, leider.«

»Und was hatte das jetzt bedeuten sollen?«

Ich hob die Schultern. »Frag mich etwas Leichteres. Ich kann mir nur eine Warnung darunter vorstellen, mehr nicht.«

»Seit wann warnen Dämonen vorher?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Auf jeden Fall sollten wir auf der Hut sein«, bemerkte Suko. »Und wir haben einen neuen Namen gehört. Galuri, der Dämonen-Parasit. Kannst du da etwas mit anfangen?«

»Leider nicht.«

»Wen können wir fragen?«

Ich grinste schief. »Vielleicht Asmodis.«

»Wieso?«

»Leuchte noch mal in den Keller. Mir ist da etwas aufgefallen.«

Suko drehte sich, knipste die Lampe an und ließ den Strahl durch die Tür wandern.

»Du meinst das Sigill des Teufels auf dem Boden?«

»Genau. Die Zwerge haben hier ihre Beschwörung durchgeführt, und irgendwie müssen sie an diesen Galuri geraten sein. So stelle ich mir das wenigstens vor.«

»Durchaus möglich.« Da Suko die Lampe hatte, ging er auch als erster die mit Schutt überladene Treppe hoch. Ohne ausgerutscht zu sein, kamen wir oben an und öffneten die Tür.

Ich blieb stehen.

»Ist was?« fragte Suko.

»Ja, denk mal nach. Du hast soeben die Tür geöffnet. Falls sich der Schatten nicht hier im Keller versteckt hält, ist er in der Lage, als dreidimensionales Wesen durch Wände, Türen oder Mauern zu gehen. Hast du da mal drüber nachgedacht?«

»Nein, bisher noch nicht.«

»Das solltest du aber.«

Diese Worte waren kein Scherz. Wenn natürliche Hindernisse wirklich keine Probleme für die Schatten darstellten, standen wir vor einem einmaligen Phänomen. Von dem ich allerdings nicht wußte, wie ich ihm entgentreten sollte.

Auch Suko machte ein betretenes Gesicht. Er konnte nur die Schultern heben. Diese Geste hätte auch für mich gelten können. Der Chinese fragte: »Sollen wir den Laden hier noch einmal gründlich durchsuchen?«

»Was versprichst du dir davon?«

»Den Schatten.«

Ich verzog das Gesicht. »Der wird sich nicht blicken lassen. Der hat sich längst...«

Ein seltsames Geräusch unterbrach meine Rede. Es entstand über unseren Köpfen, und wir hörten ein hohles Singen, das entsteht, wenn Wind durch irgendwelche Mauerritzen fährt.

Sehen konnten wir nichts. Als Suko die eingeschaltete Lampe hob, zitterte der Strahl unter der Decke, doch da war nichts, was sich für das hohle Singen hätte verantwortlich zeigen können.

Es war aber da.

Irgendwie nervenaufreibend. Wie eine Säge, die durch Holz schneidet oder eine Geige, deren Saiten falsch gespannt sind und dem Instrument deshalb nur ein Krächzen entlocken.

»Das hat etwas zu bedeuten«, murmelte ich und hatte die Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als die Decke über uns dicke Risse bekam. Mauern und Wände knirschten und knackten.

»Weg!« schrie ich und riß meinen Freund und Kollegen mit. Beide wußten wir, was dieses Geräusch zu bedeuten hatte.

Das Haus stürzte ein!

Wir jagten durch den Flur, während hinter uns schon erste Brocken auf den Boden klatschten. Suko sprintete an mir vorbei, riß die Tür auf und hechtete nach draußen. Ich flog hinterher. Wir kamen gut auf, konnten uns fangen und sahen zu, daß wir so rasch wie möglich fort von diesem verfluchten Haus kamen. Wir rannten dorthin, wo auch das Zelt stand. Hier befanden wir uns in relativer Sicherheit und konnten mit ansehen, wie das Haus zusammenbrach.

Auch von diesem Standort aus vernahmen wir das Singen. Wenn auch wesentlich leiser. Dazwischen fielen Putz, Steine und Mörtel von Decken und Wänden.

Das noch stehende und schiefe Gebälk wankte ebenfalls. Dann rissen schwere Holzträger. Mit ihnen fielen auch Steine. Eine Wand

gab einem plötzlichen Druck folgend nach.

Das war der Auftakt zum Inferno. Das Haus brach völlig zusammen. Es wurde regelrecht zerrissen und hatte keine Chance, gegen die anderen Kräfte anzukommen.

Wir standen da und schauten zu.

Gewaltige Staubberge quirlten aus den Trümmern. Sie raubten uns Sicht und Atem. Suko und ich mußten noch mehr zurück und husteten. Plötzlich hatten sich auch Menschen eingefunden, die zuvor nicht zu sehen gewesen waren. Wie Mäuse mußten sie aus ihren Löchern gekommen sein. Sie standen da und starrten. Mit gewaltigen Donnerschlägen krachte das gesamte Gebäude zusammen. Es sah aus wie ein Zeitlupenfilm, nur hatten wir es hier mit einen echten Phänomen zu tun. Phänomen insofern, daß ich wirklich gern gewußt hätte, wer sich für diesen Einsturz verantwortlich zeigte. Wirklich die Schatten?

»Willst du die Spurenexperten des Yard kommen lassen?« fragte der Chinese mich.

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Sie werden bestimmt nichts finden.«

»Bis auf die vier Leichen.«

Ich nickte. »Ja, die müßten wir bergen lassen.«

»Und was ist mit dem Schatten?«

Ich schaute Suko an. »Wieso fragst du das?«

»John, ich kann mir nicht helfen, aber ich habe das Gefühl, daß wir beobachtet werden. Und zwar von dem Schatten. Oder sogar von mehreren. Das kann ich nicht genau sagen.«

Sukos Stimme klang so überzeugend, daß ich keinen Grund sah, ihm nicht zu glauben.

»Siehst du denn etwas?«

»Nein, das ist ja das Dumme.«

Auch ich ließ meinen Blick schweifen. Das Haus war zwar

zusammengekracht, aber noch nicht zur Ruhe gekommen. Weiterhin fielen Wände um, rollten Steine, wallte der Staub hoch. Er trieb in langen Fahnen über die Straße, und wir vernahmen auch die Stimmen der Neugierigen. Sogar der Penner war aus dem Zelt gekrochen. Er hielt eine leere Flasche hoch und prostete dem einstürzenden Haus zu. Ich fand dies alles überhaupt nicht witzig, denn ich ahnte, wer den Einsturz zu verantworten hatte. Es waren der oder die Schattenwesen. Diener des Dämonen-Parasiten, und sie hatten uns damit bewiesen, über welche Macht sie verfügten.

Durch die wallenden Staubschleier sah ich etwas Rotes blitzen. Ein Streifenwagen kam. Im gleichen Augenblick hörten wir auch die Sirenen. Der Streifenwagen fuhr nicht allein an. Zwei Fahrzeuge der Feuerwehr folgten.

Sie hielten vor dem Haus. Die Straße wurde abgesperrt, und die Männer der Feuerwehr erwachten zu einer fieberhaften Tätigkeit. Ich ging zu ihnen, suchte mir den Chef heraus und erklärte ihm, daß sich keine Menschen in dem einstürzenden Haus befunden hätten. Wir hatten das Gebäude als letzte verlassen.

Er betrachtete mich mißtrauisch. Ein Blick auf meinen Ausweis ließ ihn dann freundlicher schauen.

Die Polizisten waren froh, zwei so gute Zeugen zu haben, wie wir waren. Man erweiterte die Absperrung, die sogar einen Teil der Straße einnahm, denn die Schuttmassen hatten sich wie flüssige Lava vorangewälzt. Uns brauchte man nicht mehr. Ich gab Suko ein Zeichen. Wir enterten den Bentley.

»Was jetzt?« fragte der Chinese. »Ich würde vorschlagen, wir fahren zum Yard und schauen uns die Leiche des Jungen noch einmal an«, fuhr er fort.

Da ertete er meine Zustimmung.

Weit hatten wir es nicht. Am St. James Place fuhren wir vorbei und erreichten eine breite Straße, die The Mall genannt wird. Wir rollten

auf ihr entlang in Richtung Queen Victoria Memorial. An der linken Seite lag die große Grünfläche des St. James's Parks. Sie stand dort wie eine undurchdringliche Wand. Nur an einigen Stellen wurde die Finsternis durch Laternen unterbrochen.

Wir sprachen beide wenig. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, die sich zwangsläufig um die Existenz dieser neuen Dämonenart drehten.

Suko brach schließlich das Schweigen. »Gehörst hast du noch nie davon, oder?«

»Nein. Aber sie müssen irgendwie mit Asmodis zu tun haben. Hätten die Zwerge sonst die Beschwörung durchgeführt?«

»Du kannst ihn ja mal fragen.«

»Wen? Asmodis?«

»Klar.«

Ich lachte auf und überholte einen Kühlwagen mit Frischfleisch, wie mir der Reklameaufdruck verriet. »So gut sind meine Verbindungen zum Teufel nun auch wieder nicht.«

»Dabei hat er dir schon einmal geholfen.«

»Das war Eingennutz. Er haßt die Mordliga und auch Solo Morasso. Ich weiß nicht, ob ich ohne seine Hilfe die Dimension des Schreckens hätte verlassen können, als Dr. Tod und Konsorten mich umbringen wollten. Asmodis hat mir schließlich klar zu verstehen gegeben, daß wir Feinde sind. Daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Na ja.«

Wir konnten bereits das angestrahlte Queen Victoria Memorial sehen, als Suko plötzlich zusammenzuckte. Ich bemerkte es aus den Augenwinkeln und fragte: »Was ist los?«

»Spürst du nichts?«

»Nein.«

»Es wird kälter im Wagen!«

Nach dieser Antwort zog sich bei mir der Magen zusammen. Da die

Kälte nicht von draußen zu uns eindrang, konnte Sukos Bemerkung nur eine Bedeutung haben, was wir auch gleich darauf bestätigt bekamen, denn hinter uns erklang ein geisterhaftes Kichern.

Der Schatten war da!

Im ersten Augenblick wußte ich wirklich nicht, wie ich reagieren sollte. Weiterfahren? Bremsen? Vielleicht an den Straßenrand um mich dort zum Kampf zu stellen?

Jetzt spürte ich die Kälte auch. Sie legte sich über meinen Kopf. Man konnte sie mit einem Helm vergleichen, der mir auf die Haare gestülpt wurde.

Die Gefahr wuchs.

Ich hatte in den letzten beiden Sekunden den Fuß vom Gaspedal genommen und lenkte den Wagen links an den Straßenrand. Kaum scheuerten die Reifen gegen den Bordstein, als das Innere des Bentley mit einem grünem Schein erfüllt wurde. Das kannte ich. Schon einmal hatte ich es erlebt, als Timmy Blake von einem Schatten angegriffen worden war. Der Schatten hatte ihm das Herz geraubt, und der grüne Schein hatte sich auch wie ein Tuch über den Jungen gelegt. Hier war es nicht anders.

»Raus!« schrie ich Suko zu und öffnete schon die Tür, wobei ich mit der anderen Hand den Gurt löste.

Ich ließ mich förmlich aus dem Wagen rollen, kam wieder auf die Beine und hatte damit gerechnet, daß der Chinese es mir nachmachen würde. Er saß auf seinem Platz!

Sukos Gesicht zeigte einen gequälten Ausdruck. Der Schein der Innenbeleuchtung konnte das Grün des unheimlichen Schattens nicht überdecken, und Suko sollte das nächste Opfer werden. Ich setzte alles auf eine Karte und warf mich wieder in den Wagen hinein, nicht ohne mein Kreuz über den Kopf gestreift zu haben. Das legte ich Suko auf die Hand.

Etwas zischte auf.

Ich hörte einen Schrei. Der grüne Schein geriet in Bewegung. Er kam mir vor wie ein Flackern, dann huschte er aus dem Wagen ins Freie. Dicht an meinem Gesicht vorbei fuhr er, ließ mich hinter sich und verschwand zwischen den Bäumen des Parks, wo er nicht mehr gesehen werden konnte.

Normalerweise hätte ich den Schatten verfolgt, doch Suko war in diesen Augenblicken wichtiger.

Ich beugte mich über den Freund. Meine Hand tastete dorthin, wo unter der Haut das Herz schlägt. Sekundenlang hatte ich eine schreckliche Angst, die jedoch wich, als ich den Puls spürte.

Der Chinese lebte, sein Herz schlug!

Wahrscheinlich hatte ihn der unheimliche Schatten nicht lange genug eingehüllt. Es dauerte seine Zeit, bis er es schaffte, seinem Opfer das Herz zu entnehmen.

Er war wirklich ein Parasit!

Suko drehte den Kopf. Er stöhnte leise und flüsterte: »Verdammt, John, was ist geschehen?«

»Dich hätte der Schatten fast erwischt.«

In den Augen meines Freundes blitzte es. »Hast du ihn gepackt, John?«

»Nein, nur vertrieben. Er steckt irgendwo im Park.«

»Dann suchen wir ihn.« Suko bewegte sich schon wieder. Ich wollte ihn zurückhalten, doch als ich das Gesicht meines Freundes sah, war mir klar, daß ich es nicht schaffen konnte.

Der Chinese verließ an seiner Seite den Wagen. Ich sah ihn über das Fahrzeugdach hinweg. Suko taumelte sogar, den Angriff hatte er noch nicht überwunden.

»Kannst du denn?«

»Ja, zum Henker.«

Er kam um den Wagen herum.

Ich tauchte noch einmal hinein und löschte die Scheinwerfer. Dafür schaltete ich die Parkleuchte ein.

Suko stand auf dem Gehsteig und schaute dorthin, wo sich der St. James's Park befand. Erkennen konnten wir beide nichts. Die Dunkelheit hing wie Watte zwischen den Bäumen.

Ein Gitter trennte Gehsteig und Park. Wenn wir ihn betreten wollten, mußten wir über das Gitter klettern. Es bestand aus Eisenstäben, die an ihrem Ende zum Park hin gebogen waren. Das Gitter war in einer kleinen Mauer befestigt, die uns als Stütze diente.

Es war nicht so einfach hinüberzuklettern, ohne daß wir mit der Kleidung hängenblieben. Als wir auf der anderen Seite zu Boden sprangen, atmeten wir auf.

Wir schauten uns suchend um. Der Atem dampfte vor unseren Lippen. Beide wußten wir, daß sich der Schatten in der Dunkelheit zwar hervorragend tarnen konnte, doch wir hatten auch die weißen Augen gesehen, die wie helle Kreise wirken mußten.

Ein paar Schritte gingen wir vor. Unter unseren Schuhen brachen trockene Zweige und Äste. Wir schoben Unterholz zur Seite, das in der Nähe des Gitters wucherte und auch nicht entfernt wurde. Hinter uns huschten auf der Straße die Wagen vorbei. Lichter, die schnell herankamen und ebenso rasch verschwunden waren.

»Wieder okay?« fragte ich Suko.

Mein Freund nickte. Er zog die Dämonenpeitsche und schlug einen Kreis über den Boden. Die drei aus der Haut eines Dämons hergestellten Riemen rutschten aus der Öffnung.

Ich glaubte nicht an eine durchschlagende Wirkung der Peitsche, mein Kreuz schien der einzige Gegenstand zu sein, vor dem die Schatten wirklich Respekt hatten.

Ich fragte mich wirklich, was die Gegner vorhatten. Deshalb mußte es uns gelingen, einen von ihnen zu schnappen. Daß er sich verständigen konnte, hatten wir erlebt.

Eine gespenstische Stille lastete über dem Park. Der Wind fuhr zwar durch die entlaubten Kronen der Bäume, doch er erreichte uns kaum. Nur als kühler Hauch streichelte er unsere Gesichter.

Auf diesem Fleck konnten wir nicht stehenbleiben und bewegten uns deshalb ein paar Schritte vor. Wir wollten einen der zahlreichen Wege erreichen, die durch den Park führen.

Der gesamte Park wird praktisch von einem See durchschnitten. Er verläuft von Westen nach Osten. An Sommertagen sind seine Ufer von den Londonern belegt, die sich Boote mieten, schwimmen wollen oder einfach nur Sonne tanken möchten.

Im Winter verirren sich höchstens die Jogger an den See. Und wenn er zugefroren ist, die Schlittschuhläufer. Mir war nicht bekannt, ob sich lichtscheues Gesindel nachts innerhalb des Parks herumtrieb, rechnen mußten wir mit allem.

Trotz aller Bemühungen sahen wir den Schatten nicht. Er hatte sich versteckt.

Irgendwann blieben wir stehen. Wir waren bereits so weit vorgelaufen, daß wir am Rand der dunklen Wasserfläche standen, über die der Wind fuhr und die Oberfläche zu einem kräuselnden Wellenmeer machte. Zum See hin fiel das Gelände leicht ab. Der Grasboden unter unseren Schuhen war naß und leicht rutschig.

Suko hob die Schultern. »Sieht nicht so aus, als würden wir Erfolg haben.«

Ich gab ihm recht. Trotzdem wollte ich noch nicht aufgeben. Ich hatte mich da in etwas verbissen, denn ich dachte an die Gefahr, die diese Schatten für die Menschen darstellten. Wenn sie einmal über sie herfielen, hatten sie keine Chance.

Mein Blick glitt über die Wasserfläche. Etwa zehn Yards weiter brannte eine Laterne. Ihr Schein erreichte auch das Wasser. Die kräuselnden Wellen erzeugten blitzende Reflexe.

»Ich glaube, wir haben Pech«, sagte der neben mir stehende Suko.

Da sah ich den Schein.

Er tanzte plötzlich auf dem Wasser. Die Entfernung war schlecht abzuschätzen, aber das Grün des Schattens hob sich deutlich von der Oberfläche ab. Ich streckte den Arm aus.

Suko wußte Bescheid und knirschte mit den Zähnen. »Leider können wir nicht über das Wasser laufen«, schimpfte er.

»Aber fahren.«

Bevor Suko reagieren konnte, war ich schon unterwegs. Ich hatte links von uns einen Steg entdeckt. Dazu gehörte auch ein kleines Bootshaus aus Holz, in dem die Kähne den Winter über geschützt standen. Zwei Boote befanden sich, aus welchem Grund auch immer, draußen. Sie waren festgezurt, und eins von ihnen wurde sogar durch eine Plane geschützt. In das zweite war Regenwasser gelaufen. Das konnten wir vergessen.

Als Suko kam, löste ich bereits die Plane.

Vor uns dümpelte ein Elektroboot im Wasser. Ich hoffte nur, daß die Batterie es noch tat. Wenn nicht, lag als Fortbewegungsmittel noch ein Ruder im Boot.

»Los, rein!«

Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, da enterte der Chinese bereits das Boot.

Wie tief der künstliche See war, wußten wir beide nicht. Zum Glück war er nicht zugefroren, und zum Glück funktionierte auch die Batterie noch. Ich merkte es, als ich den Hebel herumlegte.

Das Boot nahm Fahrt auf.

Ich steuerte. Ein kleines Lenkrad aus Kunststoff schimmerte weiß. Suko hockte neben mir auf der Holzbank. Er hielt seine rechte Hand hoch, hatte auch die Lampe genommen und schaltete sie ein. Der lange Strahl glitt über die dunkle Wasserfläche. Wenn er die Wellen traf, blitzte es auf. Wo er langsam zerfaserte, befand sich auch der hin-und hertanzende Schatten. Unser Ziel!

Ich hielt direkt darauf zu. Mit einer Hand brauchte ich nur zu lenken. Die andere umfaßte das Kreuz. Ich wollte sehen, ob ich den Schatten damit nicht packen konnte. Er hatte irgend etwas mit Asmodis zu tun, und gegen den Teufel half mein Kreuz, weil Asmodis das Böse an sich war, wie es auch die christliche Religion lehrte.

Ein wenig hatte sich mein Kreuz erwärmt. Es reagierte auf die Strahlung des Bösen, und ich drückte uns beide Daumen, daß mein Kreuz es schaffen würde, auch den Schatten zu vernichten, wenn es einen längeren Kontakt mit ihm bekam.

Der Schatten rührte sich nicht.

Die Hälfte der Distanz hatten wir hinter uns gelassen. Der Schatten tanzte auf dem Wasser, wenigstens kam es uns so vor. Es war allerdings eine Täuschung, weil sich die Wellen bewegten. Unser Gegner selbst blieb ruhig.

Wir sahen auch seine Augen.

Zwei helle, weiße Kreisel schwebten in der Luft, und die eckige Form des Schattens erinnerte mich irgendwie an eine Comicfigur, die ich irgendwann einmal gesehen hatte.

»Wenn alles nichts hilft, nehme ich meinen Stab!« flüsterte mir Suko zu. Damit war ich einverstanden.

Leise sumnte der E-Motor des Bootes. Ich korrigierte ein wenig die Lenkung. Hinter uns platschte das Wasser. Wellen liefen heran und brachen sich klatschend am Rumpf des Schiffes.

Der grüne Schatten rührte sich nicht. Er schien sich seiner Stärke bewußt zu sein, und wenn ich ehrlich sein soll, dann war es für uns wirklich ein Risiko, ihn anzugreifen. Er besaß mörderische Kräfte. Ob mein Kreuz uns beide schützte, wußte ich nicht, auf jeden Fall würde es kein Zuckerschlecken werden. »Achtung!« flüsterte ich.

Da stieß das Boot mit dem Bug genau in den Schatten hinein. Ich ließ die Hände vom Lenkrad los und riß das Kreuz in die Höhe. Voll

führen wir in den Schatten.

Beide spürten wir die Kälte. Ich sah, wie Suko zusammenzuckte. Sein Gesicht verzog sich. Er kämpfte gegen die starke Magie an, und auch mich traf die Kälte, doch sie wurde durch mein Kreuz kompensiert. Wir vergaßen unsere Umwelt, wußten für Sekunden nicht, wo wir uns befanden, und in dieser Zeitspanne spielte sich der Kampf zwischen Gut und Böse ab.

Kreuz gegen Schatten!

Wer würde siegen?

Ich hatte das Gefühl, von einer gewaltigen Fledermaus bedroht zu werden. Neben mir war Suko auf dem Sitz zusammengesunken. Sein Kopf pendelte hin und her. Er hatte dem magischen Ansturm nichts entgegensetzen können. Aber ich kämpfte.

Und das Kreuz war stärker.

Ich hörte die leisen Schreie. Der dreidimensionale Schatten mußte Schmerzen verspüren. Er wirbelte, schlug um sich, krampfte sich zusammen und wurde zu einem formlosen Klumpen, der sich noch in der Luft zusammenballte und schwer auf das Bug des Bootes fiel. Es dröhnte in meinen Ohren, das Boot schaukelte, allerdings nicht so stark, daß der Schatten herunterfiel.

Er blieb liegen. Verschwunden war die Kälte einer anderen Dimension. Alles wirkte normal, bis auf den schwarzen Klumpen vor uns. Ich ließ ihn liegen und kümmerte mich um Suko.

Der Chinese war geschafft. Nicht ohnmächtig, nur erschöpft. Als mein Schatten über ihn fiel, öffnete er die Augen.

»Alles klar?« fragte ich.

Mein Freund und Kollege versuchte ein Grinsen. »Verdammt«, hauchte er, »in diesem Fall bin ich mehr ein Hindernis für dich als eine Hilfe. Sorry, John!«

»Hör auf, Mensch!«

»Was ist mit dem Schatten?«

»Sieh selbst.« Ich zeigte auf den Klumpen.

Suko setzte sich aufrecht hin und schaute auf den breiten Bug des Bootes. Dort lag der Schatten, der sich auf diese seltsame Art und Weise verändert hatte.

Er rührte sich nicht mehr.

Ich machte meinen rechten Arm lang und ging das Risiko ein, ihn zu berühren.

Der veränderte Schatten sah nicht nur wie eine zusammengeschrumpfte Teermasse aus, er fühlte sich auch so an. Klebrig, widerlich. Mit dem Daumen konnte ich ihn eindrücken. Jetzt war er wirklich zu einem echten dreidimensionalen Gegenstand geworden.

Als ich ihn ein wenig drehte, sah ich auch seine Augen. Längst strahlten sie nicht mehr so weiß und kalt. Sie hatten ihre Farbe verändert und wirkten wie gläserne Murmeln, die jemand in die weiche Masse hineingedrückt hatte.

»Kannst du dir den Vorgang erklären?« erkundigte sich Suko.

»Kaum.«

»Ich auch nicht.«

Ich überlegte trotzdem und auch laut. »Ein dreidimensionaler Schatten, der durch Wände gehen kann. Schwarze Magie oder Zauberspuk hat dies möglich gemacht. Setzt man eine Gegenmagie ein, die stärker ist als die andere, so verwandelt sich der Schatten wieder zurück.«

»Aber nicht in das, was er einmal war«, sagte Suko.

»Du denkst an einen Menschen?«

»Genau.«

Da mußte ich meinem Partner wirklich zusammen. In einen Menschen verwandelte sich der Schatten wirklich nicht zurück, sondern in eine klumpige, auch stinkende Masse. Das merkte ich, als uns der Wind entgegenfuhr und den Geruch mitbrachte.

Es roch nach Schwefel und Verbranntem.

»Nimm mal das Kreuz«, schlug Suko vor.

Ich folgte dem Rat und berührte mit dem Kruzifix die schwarze Masse auf dem Bootsbug.

Zuerst tat sich nichts. Dann jedoch zischte es regelrecht auf. Wo das Kreuz und der Klumpen zusammentrafen, bohrte sich ein Loch in die Masse, das wie ein kleiner Kanal nach unten führte und dort endete, wo sich die Haut des Bugs befand.

Dann schmolz das Zeug und löste sich auf. Zurück blieb ein Fleck. Er erinnerte an schwarze Tinte.

Ich ließ mich zurückfallen und umfaßte das kleine Lenkrad mit zwei Fingern. »Das wär's dann wohl«, sagte ich.

»Und wir sind so schlau wie zuvor«, entgegnete Suko. »Nichts haben wir erfahren. Wir wissen nicht, was diese teuflische Schatten vorhaben, was der Dämonen-Parasit plant. Deshalb sind wir so schlau wie zuvor.«

»Nicht ganz«, schwächte ich ab.

Suko verzog die Mundwinkel. »Siehst du noch einen Hoffnungsschimmer?«

»Das nicht gerade. Wir wissen zumindest, daß die Schatten allergisch auf mein Kreuz reagieren.«

»Klar. Und was mache ich währenddessen? Mich haben sie schon zweimal angefallen. Ich war wehrlos, John.«

»Dann hältst du dich am besten aus dem Fall heraus.«

Während ich das sagte, drehte ich das Boot und lenkte es wieder in Richtung Ufer. Das paßte dem Chinesen nun überhaupt nicht. Hastig schüttelte er den Kopf. »Nein, John, so darfst du mir nicht kommen. Ich war bis jetzt dabei und werde auch weiterhin mitmischen. Irgendeine Möglichkeit werden wir schon finden.«

»Ja, ja.«

Wenig später schrammte das Boot mit dem Kiel über den weichen

Uferschlamm. Wir stiegen aus, zogen den Kahn ein wenig zur Seite und tauten ihn wieder fest. Suko deckte die Pläne darüber. Der Fleck auf dem Bug war verschwunden.

Niemand hatte uns gesehen. Um diese Zeit und bei dieser Witterung hatte nicht einmal ein Hund Lust, durch den Park zu streunen. Als wir über den Zaun kletterten und den Bentley erreichten, rollte hinter ihm soeben ein Streifenwagen aus. Ich wußte, warum die uniformierten Kollegen stoppten. Wir hätten an der Stelle nicht parken dürfen.

Die Sache klärte sich schnell. Wir stiegen ein und fuhren los.

»Bleibt es dabei?« wollte Suko wissen.

Ich nickte. »Sicher, wir werden uns mal die Leiche des Jungen anschauen. Sein Schatten ist schließlich erledigt. Mal sehen, wie es mit der Leiche aussieht...«

Sie waren überall und nirgends.

Als Schatten brauchten sie keinen festen Standort. Sie konnten durch die Luft wischen und sich genauso sicher auch in alten Häusern oder Ruinen verstecken. Das war ihr Vorteil.

Momentan hatten sie sich in einem kleinen Wäldchen versammelt. In der Nähe strömten die Fluten der Themse vorbei, und das Klatschen der Wellen bildete eine nie abreißende Begleitmusik.

Ein Schatten war noch unterwegs. Es war der des Jungen, und Galuri hatte ihn bewußt zurückgelassen, denn er war gewissermaßen ein Spion von ihm. Seine Eindrücke übertrugen sich auch auf den Dämonen-Parasit, so daß er ebenfalls das erkennen konnte, was der Schatten erlebte.

Schaurig sah Galuri aus. Hinter seiner durchsichtigen Haut pumpten fünf Herzen. Die seiner bisherigen Opfer. Und es sollten mehr werden, es würden mehr werden, wenn der große Plan in Erfüllung ging. Noch mußten sie warten, denn das Ereignis fand erst am nächsten Tag statt. Die Schatten der Zwerge waren unruhig. Während

Galuri unbeweglich stand, wischen seine Diener hin und her. Auch sie wollten Beute, aber der Dämonen-Parasit hielt sie zurück. Sie sollten nicht jetzt schon auffallen und andere warnen.

Um seinen Diener kümmerte sich der Dämonen-Parasit nicht weiter. Er hatte ihnen die entsprechenden Befehle gegeben, und sie würden sie einhalten. Viel mehr interessierte es ihn, was ihm der fünfte Schatten zu berichten hatte, der noch in dem halb zerfallenen Haus zurückgeblieben war.

Deutlich merkte Galuri, daß sich sein Diener nicht mehr allein im Keller befand.

Da waren zwei Männer.

Feinde?

Ja, es waren Feinde. Galuri zitterte. Die Herzen begannen schneller zu klopfen. Zumindest einer der Männer besaß eine sehr starke Waffe, die ihm und auch einem Diener gefährlich werden konnte. Sie wurde gefährlich!

Der Dämonen-Parasit bekam mit, wie die Waffe gegen den Schatten gehalten wurde und ihn verjagte. Zum Glück war er nicht so nahe herangekommen, daß er getötet wurde.

Man mußte dem Diener helfen!

Gedanken sind Wellen. Über Gedankenübertragung, die zusätzlich durch das Herz noch verstärkt wurde, trat Galuri mit seinem Schattendiener in Kontakt.

Er gab ihm die Befehle.

›Zerstöre das Haus‹!

Galuri wußte genau, daß sich die beiden Menschen noch im Keller befanden. Wenn der Schatten jetzt schnell reagierte, dann wurden die Feinde unter den Schuttmassen begraben.

Er lauerte.

Die Herzen bewegten sich schneller, ein Zeichen dafür, daß auch Galuri unter einer Erregung stand, die er als Dämon nicht verleugnen

konnte. Das Haus brach zusammen.

Galuri stieß einen zischenden Laut aus. Jetzt würden die Feinde unter den Trümmern liegen und ihr Leben aushauchen...

Er irrte sich.

Die beiden waren entkommen.

Galuri reagierte sofort und sandte abennals einen Befehl aus.
›Bleibe Ihnen auf den Fersen. Töte sie. Sofort!‹

Der Schatten gehorchte. Allerdings mußte er nach einer neuen Chance suchen. Und die bekam er, als die beiden Männer im Wagen saßen. Auch das spürte Galuri, und der Schatten folgte dem Befehl des Parasiten - er drang in den Wagen ein.

Ein Kampf entbrannte. Ein wilder, harter und verzweifelter Kampf. Galuri rechnete mit einem Sieg, denn einer der beiden Männer konnte dem Angriff nicht widerstehen. Er befand sich schon auf dem Weg zur Schwelle, die den Menschen vom Schatten trennte.

Da griff der andere wieder ein, und Galuri mußte die zweite Niederlage miterleben.

Der Schatten floh.

Galuri empfing seine Gedanken. Sie waren angsterfüllt. Er fürchtete sich vor der geheimnisvollen Waffe, wollte wieder zu den anderen zurückkehren, doch Galuris Befehl stoppte ihn.

›Versuch es ein drittes Mal. Du sollst sie töten!‹ Der Schatten gehorchte. Er lockte die beiden weg. An einer einsamen Stelle wollte er ihnen auflauern.

Es mußte doch klappen, es mußte einfach. Es gab keinen Menschen, der die Schatten besiegen konnte. Davon hätte Asmodis etwas gesagt. Galuri wollte eine Niederlage nicht eingestehen.

Wieder mußte er warten. Die beiden Opfer bewegten sich sehr schnell von dem Schatten weg. Es konnte auch umgekehrt sein, das ließ sich allerdings nicht feststellen.

Seine Erregung nahm zu.

Schatten und Gegner hatten sich gefunden. Noch trennte sie eine räumliche Distanz, niemand bewegte sich auf den anderen zu, und auch der Schatten lauerte.

›Sie kommen!‹ Galuri empfing die Gedankenströme seines Dieners.

›Was soll ich machen?‹

›Töten!‹ Er kreischte es förmlich. Er wollte die Männer vernichtet sehen. Sekunden vergingen. Der Wald um Galuri und seine vier Diener schwieg. Nur der Wind fuhr durch die Baumkronen. Er säuselte dort ein geheimnisvolles Lied.

Der dreidimensionale Schatten des Dämonen-Parasiten bewegte sich. Er beugte sich nach vorn, die Herzen unter seiner durchsichtigen Haut schlugen einen erregenden Takt.

Die Entscheidung stand dicht bevor!

Ja - jetzt!

Galuri fieberte. Er kämpfte mit, er litt. Vor allen Dingen litt er, denn bereits nach einer kurzen Zeitspanne war zu erkennen, daß der Schatten nicht der Sieger sein würde.

Die Waffe des Menschen war stärker. Und sie traf tödlich. Ein markerschütternder Schrei hallte durch den Wald und verlor sich als Echo zwischen den kahlen Zweigen und Ästen der Bäume. Galuri hatte den Schrei ausgestoßen, denn auch er als Schatten spürte plötzlich den reißenden Schmerz, der ihn auseinandersprenge wollte. Innerhalb seines Körpers schien etwas zu explodieren. Er stieß Urlaute aus, krümmte sich, wischte über den Boden, und seine vier Diener wurden aufmerksam.

Die Schatten der Zwerge wischten aus der Höhe zurück und glitten zu Boden, wo sich Galuri wand.

Er wirkte so, als hätte er Stromstöße bekommen. Die Umrisse zitterten, wurden sogar etwas durchscheinend, entstanden jedoch im nächsten Augenblick wieder neu.

Jeder seiner vier Diener sah den Grund dieser Reaktion. Galuri

besaß nur noch vier Herzen!

Eins war verschwunden. Es hatte sich aufgelöst. Eine unheimliche Kraft mußte es zerstört haben, und so war auch die Verbindung zwischen Galuri und seinem Diener abgerissen.

Nur langsam erholte sich der Dämonen-Parasit. Zischende Laute drangen aus dem oberen Teil seiner Gestalt. »Er hat ihn getötet. Er hat den Schatten getötet. Und ich mußte es spüren. Mein erstes Herz, es zerriß, es verging... er hat die Waffe...«

Die anderen regten sich nicht. Sie spürten allerdings, daß ihnen ein Feind gegenüberstand, den sie zwar nicht persönlich kannten, der jedoch eine so starke Waffe besaß, daß er selbst die Schatten besiegen konnte.

Welch eine Waffe konnte das nur sein?

Noch immer hatte der Dämonen-Parasit mit den Nachwirkungen zu kämpfen. Er drehte sich von einer Seite zur anderen. Es gelang ihm kaum, sich zu fangen.

»Die Waffe!« keuchte er. »Wir müssen sie vernichten!« Ruckartig richtete er sich auf und blieb in dieser Haltung stehen. »Habt ihr mich verstanden?«

»Ja!« erklang die Antwort.

Galuri wollte mehr wissen. Wo er den Schmerz nicht mehr spürte, besann er sich wieder auf seine alten Kräfte. »Wer?« fragte er, »wer von euch kennt diesen Mann mit der schrecklichen Waffe, die sogar uns vernichten kann?«

Die Schatten der Zwerge schwiegen. Sie wußten nichts, denn sie waren nur die Diener eines Mächtigen, der sich allerdings ratlos zeigte.

»Wir müssen ihn finden und vernichten!« zischte der Dämonen-Parasit.

»Es führt kein Weg daran vorbei. Zuerst müssen wir herausfinden, wer er ist. Er muß ein starker Mensch sein. Ein Mensch, der das

Schattenreich nicht fürchtet. Kennt ihr so einen?«

Schweigen.

Dann ertönte eine Stimme. Zuerst nur flüsternd, danach schwoll sie an und wurde zu einem wahren Donnerrollen. Besonders Galuri kannte die Stimme. Er hatte sie oft genug vernommen, denn sie hatte auch ihn auf die Erde gelockt. Asmodis sprach!

»Du hast einen Diener verloren, nicht wahr, Dämonen-Parasit?«

»Ja!« schrie Galuri, »ja!«

Der Teufel lachte. »Da siehst du, daß es nicht so einfach ist, hier zu existieren. In deiner Welt, wo du geachtet warst, hattest du keinen Gegner. Hier ist einiges anders.«

»In meiner Welt war ich der Herr. Ich wollte nicht raus. Aber du hast mich dazu gebracht!«

»Weil du ein Parasit bist, Galuri! Weil du das erntest, was andere dir in den Weg gelegt haben. Du läßt andere die Arbeit machen und hältst dich im Hintergrund. Die Schatten sollen für dich töten, du aber nimmst die Herzen, damit sie dir Kraft geben, und du schreist, wenn dir eins von ihnen entrissen wird. Ist es nicht so?«

»Ja, Asmdois, ja! Nur wollte ich in meiner Welt bleiben. Ich hätte von den Abfällen der anderen gelebt, aber du hast mich geholt. Ich soll für dich kämpfen, also bin ich kein Parasit. Ich kämpfe nur auf meine eigene Art und Weise. Die Zwerge wollten dich, nicht mich, denke immer daran.«

Der Teufel lachte. Er war nicht zu sehen, sondern hielt sich zurück. Nur seine Stimme klang geisterhaft aus der Ferne. »Schiebe die Schuld nicht auf mich, Galuri. Ich habe dir nur eine Chance geboten und dir die Zwerge als Diener zugeführt. Durch deine Schattengestalt bist du sehr stark. Stärker als viele andere Dämonen, aber man hat dich nicht umsonst verbannt, denn du bist einem Mächtigen in die Quere gekommen. Denk an den Spuk. Er ist der eigentliche Herr im Schattenreich, und er hat dich damals verbannt. Bis jetzt scheint er

nicht bemerkt zu haben, daß du dich auf dieser Erde frei bewegst, aber hüte dich, ihm abermals in die Quere zu kommen. Das könnte dich endgültig deine Existenz kosten!«

»Willst du mir drohen?«

»Nein«, gab der Teufel donnernd zurück. »Es war nur als Warnung gedacht, weil ich noch immer auf dich zähle und hoffe, daß du einen Auftrag erfüllst.«

»Ich werde ihn erfüllen, aber es gibt eine Schwierigkeit. Einer meiner Schattendienenr wurde getötet. Nicht von dem Spuk, sondern von einem Menschen, einem sehr mächtigen sogar, denn er besitzt eine Waffe, gegen die selbst die Schatten machtlos sind.«

»Ich weiß.«

»Warum hast du mir nichts von diesem Menschen erzählt?«

Da grollte Galuri das Gelächter des Teufels entgegen. »Weil du ein Feigling bist. Hätte ich dir von ihm berichtet, wärsr du nie aus deinem Reich gekommen. Parasiten sind Feiglinge, sonst wären sie keine Parasiten!«

Galuri heulte vor Wut auf. Hätte ein anderer so zu ihm gesprochen, wäre er längst zu einem Schatten geworden, doch bei Asmodis biß er auf Granit.

»Nun, denkst du über meine Worte nach?« höhnte der Höllenherr.

»Ja, das tue ich.«

»Dann komm auch zu einem Entschluß!«

»Wer ist dieser Mensch mit der starken Waffe, die selbst mich das Fürchten lehrt?«

»Er ist ein Geisterjäger und heißt John Sinclair!«

»Du kennst ihn? Warum hast du ihn nicht dann längst erledigt, Asmodis?«

»Weil John Sinclair sehr stark ist. Er hat eben diese Waffe, sein Kreuz, und es besitzt Kräfte, die auch mich zerstören können. Ich hatte angenommen, daß du und deine Diener ihm entgegentreten.

Leider habt ihr es nicht geschafft!«

»Hör auf, Asmodis! Rede nicht so, denn nicht ich bin der Parasit, sondern du. Ich merke es genau. Du läßt andere für dich arbeiten. Sie sollen John Sinclair töten, wozu du nicht in der Lage bist. Ich werde dir diesen Gefallen tun. Wir werden Sinclair und eine Möglichkeit finden, ihn auszuschalten. Er wird nicht noch einmal ein Herz von mir zerstören, das schwöre ich!«

»Nimm dir nicht zuviel vor, Galuri. Bisher hast du den offenen Kampf vermieden. Wenn du gegen John Sinclair antrittst, wirst du gezwungen, zu kämpfen. Und denke dabei auch an den Spuk. Komme ihm nur nicht in die Quere...«

Das waren die letzten Worte des Teufels. Ein gewaltiges Brausen ertönte. Über den Wipfeln der Bäume entstand für wenige Augenblicke ein Feuerschweif, der in der Unendlichkeit des Himmels verglühte. Galuri kochte.

Der Haß steigerte seine Erregung. Und er wollte diesen Sinclair packen. Der Dämonen-Parasit wandte sich an seine Diener. »Ihr habt die großsprecherischen Worte des Teufels gehört«, sagte er. »Wir werden uns daranmachen und ihm das Gegenteil beweisen. Wir holen uns John Sinclair...«

Von diesem Schwur ahnten weder Suko noch ich etwas, als wir uns auf dem Weg zum Schauhaus befanden.

Es gab bei Scotland Yard einen eigens errichteten Kühlkeller, in dem die Toten aufbewahrt wurden, die erst noch obduziert werden sollten. Der Keller war unser Ziel.

Jeder wichtige Posten war zur Tages-und Nachtzeit besetzt. Ob es sich dabei um die gewaltige Fahndungsabteilung mit der modernen EDV-Anlage handelte, oder um die Bewachung von Untersuchungshäftlingen. Es gibt beim Yard keine Pause. Rund um die Uhr wird in drei Schichten gearbeitet.

Das ist für eine Riesenstadt wie London genau richtig. Von der Halle fuhren wir direkt nach unten. Wir sagten Keller dazu, obwohl der Name für diese gewaltige unterirdische Anlage wohl nicht richtig war. Hier waren die Labors, die EDV-Anlage und die Obduktionsräume untergebracht.

Nach Verlassen des Fahrstuhls wandten wir uns nach links und schritten durch einen langen kahlen Gang. Glatter Beton an den Wänden. Hin und wieder ein paar Türen, die mit Namensschildern versehen waren. Leuchtstofflampen an der Decke warfen ihr kaltes Licht auf den Fußboden.

Nichts Gemütliches. Eine irgendwie abstoßende Atmosphäre herrschte hier unten. Das jedenfalls war meine Ansicht.

Vor einer großen Tür blieben wir stehen. Unbefugten war der Zutritt verboten, uns nicht.

Wir betraten einen Vorraum, und schon die Fliesen an den Wänden deuteten an, wo wir uns befanden. Zwei Männer in weißen Kitteln drehten sich um. Sie lasen gemeinsam einen Bericht.

»Ach, Oberinspektor Sinclair, und der neue Kollege ist auch da«, wurden wir begrüßt.

Suko protestierte. »So neu bin ich nun wieder nicht.«

Der Arzt grinste. »Wer sich so wenig hier unten blicken läßt, ist für uns neu.«

»Die Leiche ist noch nicht obduziert worden, wie ich annehme?«

Der Doc schaute mich an. »Nein, Sie haben Glück. Wir wollten sie uns gerade vornehmen.«

»Dann möchten wir sie zuvor sehen.«

»Keine Einwände. Schließlich haben Sie uns diese Arbeit gebracht.«

Ich erwiderte nichts. Man führte uns in den Raum, wo die Toten untersucht wurden. Hier war es noch ungemütlicher. Vielleicht auch durch die künstliche Kälte und die langen Schubfächer an einer der

vier Wände. Es waren mehrere Tische vorhanden, die als Arbeitstische dienten.

»Wie hieß der Junge noch gleich?« erkundigte sich der Doc.

»Tim Blake.«

»Ach ja.« Der Arzt zog ein langes Schubfach auf, das sich etwa in Brusthöhe befand. Lautlos rollte es mir entgegen, und wir schauten auf ein weißes Laken, das der Arzt mit einem Griff zurückzog, so daß wir den Toten sehen konnten.

Ich hatte erwartet, ihn so wiederzusehen, wie bei seinem plötzlichen Tod. Das war nicht der Fall. Die Haut hatte sich verändert. Sie zeigte nicht mehr die unnatürliche graue Farbe, sondern sah normal aus, wenn man beim Anblick eines Toten das Wort überhaupt gebrauchen sollte. Sie war bleich und blaß. Die Augen standen offen. Ich las darin eine Anklage, obwohl dies Unsinn war.

Wieder fühlte ich den kalten Schauer über meinen Rücken rieseln, und im Magen breitete sich ein Klumpen aus. Schuldgefühle packten mich. Ja, wenn es auch nicht stimmte, so fühlte ich mich irgendwie schuldig am Tod dieses jungen Menschen.

Neben mir atmete Suko schwer. Nun wußte auch er, welchem Schicksal er entgangen war.

Ich wandte mich an den Doc. »Was ich sagen wollte, haben Sie sich die Leiche schon vorher angesehen?«

»Nur bei der Einlieferung. Wieso?«

»Nun, weil sich die Haut verändert hat. Und ich hätte gern den Zeitpunkt gewußt, wann es geschah.«

»Tut mir leid, da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.«

»Schon gut.«

»Haben Sie sonst noch ein Problem?« wollte der Arzt wissen.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Sie können sich mit dem Toten beschäftigen.«

»Gut.« Der Doc ließ die lange Schublade gleich offen. Wir drehten uns um und verließen die Kühlhalle.

Im Aufzug rauchte ich eine Zigarette. Ich wollte einen schalen Geschmack aus dem Mund bekommen.

»Du machst dir noch immer Vorwürfe, wie?« erkundigte sich Suko.

»Ja.«

»Laß es, John!«

Der Lift hielt, wir stießen die Tür auf und standen in der großen Halle.

»Willst du nach Hause?« fragte mich der Chinese.

»Das hatte ich eigentlich vor.«

»Und warum tust du es nicht?«

»Weiß ich selbst nicht. Irgend etwas stört mich. Ich kriege es einfach nicht in den Griff.«

Das war nicht nur dahergesagt, sondern eine Tatsache. Da tauchte irgendein Dämon auf, von dem wir bisher noch nie etwas gehört hatten. Er nannte sich sogar der Dämonen-Parasit. Vor meinen Augen tötete er einen Jungen und raubte dessen Herz. Die Spur führte zu einem Haus, wo wir vier tote Zwerge ebenfalls ohne Herzen fanden. Wir wurden von einem Schatten angegriffen, konnten ihn erledigen und standen jetzt wieder am Beginn.

So weit, so gut. Nur - was hatte dieser Dämonen-Parasit wirklich vor? Er war ja nicht ohne Grund erschienen. Irgend etwas hatte ihn getrieben.

»Er will Schattenwesen schaffen!«

Kein Geist sagte die Worte, sondern mein Freund Suko. Er grinste. »Ich lese dir deine Gedanken von der Stirn ab, John. Wirklich, wir können nichts tun. Wir müssen warten, bis die Gegenseite wieder zugeschlagen hat.«

Mein Blick wurde scharf. »Willst du wieder vor einer Leiche ohne Herz stehen?«

»Ich weiß, John, daß meine Worte hart geklungen haben. Aber gib mir einen Punkt, wo wir den Hebel ansetzen können, und ich bin sofort dabei.«

»Der fehlt eben«, gab ich zu.

»Laß uns fahren, John. Es hat keinen Sinn, wenn du dir hier den Kopf zerbrichst.«

Suko hatte so recht. Ich holte tief Luft und nahm den Weg zum Hinterausgang, wo ich direkt den Parkplatz erreichen konnte, auf dem wir den Bentley abgestellt hatten.

Irgendwie fühlte ich mich zerschlagen, ausgelaugt, machte mir Vorwürfe. Der Tod des Jungen wollte mir nicht aus dem Kopf gehen. Und auch nicht das Bild der Eltern, als ich ihnen die traurige Nachricht überbringen mußte.

Es war wirklich eine Phase der Depression, in der ich steckte. Jeder Mensch kennt so etwas, auch ich blieb leider nicht davon verschont. Ich warf Suko die Schlüssel zu. »Fahr du!«

»Keinen Nerv?«

»Genau.«

Der Chinese war nicht nur ein ausgezeichnete Motorradfahrer, sondern beherrschte auch den Bentley. Ruhig und sicher lenkte er ihn durch das nächtliche London.

Noch zwei Stunden bis Mitternacht. Ich glaubte nicht daran, daß ich noch schlafen konnte. Meinen Plan, ins Kino zu gehen, hatte ich längst aufgegeben. Der Film lief zwar auch in einer späteren Vorstellung, aber auch für einen Kinobesuch fehlte mir der Nerv.

Ich bekam kaum mit, daß wir unser Ziel bereits erreicht hatten. Suko fuhr in die Garage, wir stiegen aus, und der Chinese übergab mir die Schlüssel.

»Willst du noch auf einen Sprung zu uns kommen?« fragte er.

»Nein, Suko. Das ist nett gemeint, aber ich muß allein bleiben.«

»Kann ich irgendwie verstehen.«

Mein Freund schlug mir auf die Schulter, als wir uns im Flur trennten, nachdem uns der Lift hochgeschossen hatte.

Ich schloß meine Wohnungstür auf und fragte mich wieder einmal, weshalb ich die Räume nicht mit Dämonenbannern sicherte. Ehrlich gesagt, aus Rücksicht auf die Nachbarn. Ich konnte mir vorstellen, daß sie sehr komisch reagieren würden, wenn sie auf meiner Wohnungstür plötzlich Formeln entdeckten oder die Zeichen der Weißen Magie, die Dämonen fernhalten sollten.

Ich schloß die Tür auf, betrat die Wohnung, machte Licht, schaute von der Diele durch die offene Tür in den Wohnraum und spürte instinktiv die Gefahr.

Sofort dachte ich an die gefährlichen Schatten.

Es war ein Irrtum. Ich hatte zwar Besuch bekommen, doch nicht von ihnen.

Drei andere Dämonen hatten es sich in meiner Wohnung gemütlich gemacht. Zwei von ihnen besaßen gewaltige Echsenköpfe, und in den Händen hielten sie Lanzen.

Zwischen den beiden saß in meinem besten Sessel der Spuk!

Wenn das keine Überraschung war, wollte ich drei Kröten zum Frühstück vertilgen. Mit ihm hatte ich nun nicht gerechnet. Wollte er mich umbringen, weil ich am Tod des Dämonenrichters Maddox nicht unschuldig gewesen war?

Wie weggewischt waren die trüben Gedanken. Meine Hand tastete sofort nach dem Kreuz. Auf halbem Wege stoppte sie, denn die Stimme des Spuks hatte mich erreicht.

»Laß es, Geisterjäger. Ich bin nicht gekommen, um dich zu töten, sondern in einer anderen Absicht.«

Langsam ging ich vor und überwand die Schwelle zum Wohnraum. Mein Grinsen wirkte ein wenig unecht und unsicher. Dann sagte ich:

»Demnächst werde ich doch meine Wohnung sichern lassen.«

»Weshalb? Ich gehe hinein, wenn ich will. Es nutzt dir nichts.«

Der Spuk sah aus wie immer. Ein Schattenwesen, ohne eigentliche Gestalt, nur in den Umrissen zu erkennen, die mich immer an die Form einer Kutte erinnerten. Der Spuk befand sich permanent in Bewegung, so daß die Umrisse seiner Gestalt hin-und herwogten. Der Spuk gehörte wirklich zu den mächtigsten Dämonen in den Reichen des Schreckens. Selbst Asmodis fürchtete sich vor ihm. Wer einmal im Reich des Spuks gelandet war, für den gab es kein Entrinnen. Bis in alle Ewigkeiten mußte er die Schrecken, die diese Dimensionen für ihn bereithielten, erleiden.

Keine Regel ohne Ausnahme. Dr. Todds Seele hatte der Spuk freigegeben. Das geschah auf Asmodinas Drängen hin, nur hatte sie sich selbst damit einen schlechten Dienst erwiesen, denn in einem gewaltigen Kampf hatte Morasso ihr durch den silbernen Bumerang den Kopf von den Schultern geschlagen.

Bei dieser Auseinandersetzung hatte auch Maddox, der Dämonenrichter, sein Leben verloren, und dafür zeichnete ich mich verantwortlich. Im Reich des Spuks war die alte Ordnung also gestört worden. Eine neue mußte geschaffen werden, und da sich die Dämonenfürsten oft bis aufs Messer bekriegten, war dies gar nicht so einfach. Ob sie einen Nachfolger für Maddox so ohne weiteres akzeptierten, daran wollte ich nicht glauben.

Der Spuk schien demnach Probleme zu haben, wenn ich seinen Worten trauen sollte.

Die Depression war von mir abgefallen. Jetzt wollte ich wissen, was den Dämon hergetrieben hatte.

»Ist dir Asmodinas Tod so sehr nahegegangen, daß du mich auf deine Seite ziehen willst?« fragte ich bewußt provokativ.

»Unsinn, sie war mir egal.«

»Weshalb bist du dann hier eingedrungen?« Ich gab mich lässig, obwohl ich vor innerer Spannung fast vibrierte. Ich schlenderte zum

Barschrank, öffnete und schenkte mir einen Whisky ein. Die Flasche hielt ich noch in der Hand, als mich die Antwort des Spuks erreichte.

»Es geht um Galuri und seine Schatten!«

Daher wehte also der Wind. Hätte ich mir auch denken können. Und fast hätte ich noch durch die Zähne gepfiffen. Statt dessen drehte ich mich bewußt langsam um und sagte: »Na und?«

»Bist du denn nicht an ihnen interessiert?« Die Stimme des Spuks drang irgendwo aus der Schwärze.

»Möglich.« Ich gab mich weiterhin gelassen und nahm einen Schluck. Der Whisky wärmte mich durch. Er war sanft und rann angenehm in den Magen hinunter.

Ich wußte nicht, was in dem Spuk vorging. Man sah weder ihm noch seinen beiden Begleitern eine Regung an, allerdings schien er ziemlich überrascht zu sein, denn er entgegnete die nächsten Sekunden nichts auf meine Bemerkung.

Ich hatte ebenfalls Platz genommen, drehte mein Glas und ließ die goldbraune Flüssigkeit kreisen. Auf der Oberfläche brachen sich Lichtreflexe. Natürlich stand auch ich unter Strom, die verfluchten Schatten bereiteten mir Magenschmerzen, und wenn der Spuk tatsächlich etwas wußte, würde ich ihm dankbar für das Wissen sein, das er mir mitteilte. Doch das brauchte er nicht zu wissen.

»Sonst noch was?« fragte ich.

»Sinclair, du scheinst dich verändert zu haben. Hat dir Asmodinas Ende und die Dezimierung der Mordliga eigentlich gereicht?«

»Du vergiß Maddox.«

»Ja, auch den.«

»Nein, ich werde weitermachen, Spuk.«

»Dann wundert es mich, daß du hier herumsitzt, während über London eine gewaltige Gefahr schwebt.«

Ich hob die Schultern. »Wenn du von einer Gefahr sprichst, will ich das wohl glauben. Denn du allein bist schon eine Gefahr für die

Riesenstadt.«

»Um mich geht es nicht, sondern um dich und um deine Mitbürger. Galuri, der Dämonen-Parasit, kann mit seinen Schatten das absolute Ende dieser Stadt bedeuten. Ist dir das klar?«

Ich hob den Blick und schaute dorthin, wo sich die wallende, schwarze, nicht greifbare, aber dennoch vorhandene Masse auf meinem Sessel bewegte. Es waren schwere Worte. Sie trafen mich, ich hatte ähnlich gedacht, und doch ließ ich mir nichts anmerken.

»Du erwidertest ja nichts«, hielt mir der Spuk vor. »Hat es dir die Sprache verschlagen, Geisterjäger?«

»Nein.« Ich stellte das Glas weg, weil es leer war. »Ich wundere mich nur, daß du auf einmal so besorgt um mich bist. Das kenne ich gar nicht von dir, Spuk.«

»Es geht mir nicht um dich.«

»Sondern?«

»Um ihn.«

»Dann bist du ein Feind von Galuri, dem Dämonen-Parasiten!« stellte ich fest.

»Allerdings.«

Ich lachte. Die Situation war wieder einmal seltsam. Da kam der Spuk zu mir, um mich in meinem Kampf gegen den Dämonen-Parasiten zu unterstützen. Jedenfalls nahm ich das an. So etwas gab mir immer wieder Hoffnung. Ich freute mich, wenn meine Gegner sich gegenseitig bekämpften, wenn sie ihre Auseinandersetzungen in den Schlünden des Grauens und der Verdammnis austrugen und ich mir als lachender Dritter die Hände reiben konnte.

»Ich soll dir also helfen«, sagte ich zu dem Spuk.

»Nein, Geisterjäger, das nicht.« Er lachte grollend. »Mir braucht niemand zu helfen. Es könnte höchstens sein, daß ich dir helfe. Mit einigen Ratschlägen, denn ich kenne Galuri ein wenig länger als du, das kannst du mir glauben.«

»So?«

»Ja, Sinclair. Er ist uralte. Irgendwann ist er aus einer bösen Materie entstanden und wurde zu einem dreidimensionalen Schatten, der Herzen raubte und nur an Gegner heranging, die schon besiegt waren. Eben das Parasitenhafte an ihm. Die Besiegten wurden zu Schatten, die ihm, Galuri, gehorchten. Sie führten seine Befehle aus und gingen ebenfalls auf Seelenjagd. Das hätte natürlich eine Kette ohne Ende bedeutet, und er kam in seinem Treiben einigen der großen Dämonen in die Quere. Unter anderem mir. Wir mögen Parasiten nicht und verbannten ihn in die Dunkelzone. In ein Reich ohne Licht, in das absolute Reich der Schatten, wo auch meine Befehle gelten. Seit dieser Zeit verfolgt Galuri mich mit glühendem Haß, obwohl er weiß, daß er gegen mich nicht ankommen kann. Ich bin einfach zu stark für ihn.«

»Was hat das mit mir zu tun?« fragte ich. Der Spuk redete wie ein Sektierer. So kannte ich ihn nicht. Mir war er als ein eiskalter Dämon in Erinnerung.

»Was regst du dich auf, Geisterjäger? Ich mache weiter, denn du sollst die ganze Geschichte erfahren, und ich werde dir auch nicht ihr tolles Ende vorenthalten.«

»Rede schon.«

»Wie gesagt, wir hatten Galuri verbannt. Und er blieb auch dort, wo er war. Über Jahrhunderte, ich habe die Zeiten nicht genau gezählt. In der Dunkelzone saß der Dämonen-Parasit und jammerte. Andere Dämonen wußten davon, auch dein Freund Asmodis.«

»Mein Freund?« höhnte ich.

»Ja, er hat dir doch geholfen, aus meiner Dimension wieder auf diese Erde hier zu gelangen.«

»Bestimmt nicht aus Freundschaft.«

»Sicher, dann hätte er jetzt nicht Galuri auf die Erde geschickt.«

Das war in der Tat eine Überraschung. Ich beugte mich vor. »Was

erzählst du da? Asmodis steckt dahinter?«

»Natürlich. Du weißt es von den Zwergen, hast das Sigill gesehen. Sie wollten den Teufel beschwören, aber Asmodis befand sich in einer schlimmen Verfassung. Er hat die Niederlage, die er durch Asmodinas Tod erlitten hat, noch immer nicht überwunden. Er will anderen beweisen, daß er noch immer einer der ganz Großen ist, denn sein Ansehen hat im Reich der Finsternis Schaden erlitten. Als er die Beschwörung der Zwerge vernahm, da reifte in seinem Schädel ein Plan. Er erinnerte sich wieder an Galuri, und er persönlich holte ihn aus der Schattenzone und präsentierte ihn den vier Zwergen.«

»Ich verstehe«, sagte ich gedehnt. »Dann sollten die Zwerge also Galuri dienen.«

»Richtig. Doch Galuri ist trotz seiner Verbannung der Dämonen-Parasit geblieben. Geändert hat er sich nicht. Er nahm sofort die Chance wahr und machte die Zwerge zu seinen Schatten, indem er ihnen die Herzen raubte, die jetzt in seinem Körper schlagen. Aber das ist ihm nicht genug, er will mehr, viel mehr.«

»Also Menschen«, präzierte ich.

»Genau. Du hast ja erlebt, wie gefährlich er ist, denn ich beobachtete euch. Wenn Galuri noch mehr Herzen bekommt, wird er mächtiger. Und er wird versuchen, die Herrschaft im Reich der Schatten anzutreten und damit auch in meinen Bereich gelangen.«

»Kannst du ihn nicht erledigen?« erkundigte ich mich spöttisch.

»Schon. Im Augenblick ist allerdings nicht der richtige Zeitpunkt für einen Krieg. Ich habe andere Dinge zu tun, deshalb wirst du es versuchen. Wenn du dabei stirbst, Geisterjäger, und das ist wahrscheinlich, kümmere ich mich um ihn.«

»Phantastisch«, erwiderte ich und grinste. »Jetzt bin ich kaum schlauer als zuvor.«

»Sei nicht ungeduldig«, sagte der Spuk, »ich habe dir noch etwa

versprochen.«

»Ach ja, den Gag. Dann bitte!«

»Ob es wirklich ein Gag ist, weiß ich nicht. Die Pläne des Dämonen-Parasiten sehen sehr finster aus, John Sinclair. Für die Menschen in London schlecht, denn er wird sich seine Schatten holen, und niemand kann ihn daran hindern.«

»Warum erzählst du mir das?«

»Weil für dich vielleicht eine winzige Chance besteht.«

Ich stöhnte auf. Der Spuk machte es spannend. Natürlich wußte ich um die große Gefahr, die von Galuri ausging. Sicherlich hatte er auch einen Plan, aber ich wollte ihn wissen und forderte den Spuk auf, endlich etwas zu sagen.

»Vielleicht kommst du selbst darauf. Was habt ihr Menschen morgen für einen Tag?«

»Samstag.«

»Genau, Geisterjäger. Samstag. Und was findet an diesem Tag statt?«

»Das Wochenende!«

»Auch wahr. Aber noch etwas anderes, was Galuri sehr entgegenkommt. Im Wembley Stadion versammeln sich Tausende von Menschen bei einem Fußballspiel, John Sinclair. Ahnst du nun, was Galuri für Pläne hat...?«

O verdammt!

Der Spuk hatte mir einen Gag versprochen. Nein, das war kein Gag, das konnte man schon als eine Katastrophe bezeichnen. Ich wußte, daß am morgigen Tag Westham United gegen Liverpool spielte. Dieses Spiel fand im Wembley Stadion statt und war seit Tagen ausverkauft. Die Zuschauer würden dicht an dicht stehen, und Galuri, der Dämonen-Parasit, konnte sich seine Opfer aussuchen.

»Du bist plötzlich blaß geworden«, höhnte der Spuk. Ich stand auf

und schenkte mir noch einen Whisky ein. Meine Hände zitterten dabei. Zum Sessel ging ich nicht zurück, sondern drehte mich um und schaute den Spuk an.

»Stimmt das?«

»Weshalb sollte ich dich belügen, Geisterjäger?«

Da hatte er recht. Es bestand wirklich kein Grund für ihn, mich anzulügen. Und was er mir da gesagt hatte, lag durchaus im Bereich des Möglichen. Galuri würde alles versuchen, um an Herzen zu kommen. Er wollte sich Tausende von Dienern schaffen, was bei diesem Fußballspiel, wo die Zuschauer wie ölsardinen nebeneinanderstanden, überhaupt kein Problem darstellte.

Ich leerte das Glas.

»Geht es dir jetzt besser?« fragte der Spuk.

»Nein.« Ich war ehrlich.

»Kann ich mir denken. Auch ich würde mir an deiner Stelle Gedanken machen, Geisterjäger.«

»Woher weißt du von seinen Plänen?«

Aus der Schwärze ertönte ein Lachen. »Ich weiß viel, John Sinclair. Ich bin ein Wesen, das es gar nicht gibt. Ich kann, wenn ich mich in dieser Gestalt zeige, Wellen empfangen. Gedanken und Vorsätze sind Wellen, ich merke genau, wenn jemand einen großen Plan faßt, und deshalb habe ich ihn dir verraten.«

»Wie menschenfreundlich«, erwiderte ich ätzend.

»Das hat damit nichts zu tun. Ich will nur nicht, daß Galuri zu mächtig wird. Wie gesagt, solltest du es nicht schaffen, werde ich es übernehmen.«

Ich hörte die Worte kaum, löste mich von meinem Platz, ging an dem Spuk und seinen beiden Dienern vorbei und blieb vor dem Fenster stehen. Mein Blick flog hinaus in die Nacht. Über zahlreiche Dächer schaute ich hinweg, sah die Lichter unter mir und auch ihren Widerschein, der einen Teil des Nachthimmels erhellte. In dieser

Stadt wohnten Millionen von Menschen. Tausende würden am morgigen Tag dem Spiel beiwohnen. Wenn es Galuri gelang, seine Schattenwesen gegen die Menschen einzusetzen, würde er zahlreiche Diener bekommen, und diese Diener würden sich wieder über andere Menschen hermachen und sie in den Kreislauf des Schreckens ziehen. Eine Vorstellung, die mich erschauern ließ.

»Du sagst ja gar nichts«, hörte ich die Stimme des Spuks in meinem Rücken.

»Ich denke nach.«

»Und worüber?«

»Kannst du dir das nicht vorstellen? Wenn deine Worte wirklich den Tatsachen entsprechen, wird es morgen zu einer Entscheidung kommen, deren Tragweite unübersehbar ist.«

»Das stimmt«, gab der Dämon mir recht. »Aber da ist noch etwas, was ich dir sagen sollte, Geisterjäger. Ich teile es dir mit, obwohl du mein Feind bist.«

»Und?«

»Galuri und seine Schatten wissen bereits, wer ihnen im Wege steht. Bevor sie zur großen Tat schreiten, möchten sie alle Schwierigkeiten ausgeräumt sehen. Verstehst du, was ich meine, John Sinclair?«

Ich verstand und senkte den Kopf. »Ja, sie werden versuchen, mich auszuschalten.«

»Richtig.«

Ich fuhr fort. »Da nicht viel Zeit bleibt, kann ich damit rechnen, noch in dieser Nacht angegriffen zu werden.«

»Du begreifst schnell, Geisterjäger.«

Ich drehte mich um und schaute den Spuk an. »Willst du irgend etwas unternehmen?«

»Soll das eine Bitte um Hilfe sein?«

»Nein, eine Frage. Ich kann mir selbst helfen. Ich denke nur an die

zahlreichen Menschen morgen.«

»Ich warte ab«, erklärte der Spuk. »Das habe ich dir schon gesagt, und ich werde davon nicht abweichen. Alles andere ist deine Sache. Sei froh, daß ich dich gewarnt habe!«

Ich wollte noch etwas hinzufügen, aber der Spuk hielt das Gespräch und damit auch seinen Besuch für beendet. Von einem Augenblick zum anderen löste er sich auf und war verschwunden. Ebenso seine beiden echsenköpfigen Diener. Aus ihnen wurden Nebelfahnen, wie sie im Reich der Schatten überall zu sehen waren.

Ich blieb zurück.

Allein und mit meinen Gedanken.

Was der Spuk da gesagt hatte, war in seiner Wirkung so schlimm, daß ich regelrecht fror. Es war die reine Angst, die Furcht vor dem Grauenhaften, die in mir steckte. Die Schatten waren ungeheuer gefährlich, das hatte ich bei Timmy Blake erlebt. Ihm hatte ich schon nicht helfen können, und er war nur eine Einzelperson gewesen. Wie sollte man dann die zahlreichen Menschen retten, die sich das Fußballspiel ansehen wollten? Eine Lösung wußte ich nicht. Man konnte das Spiel auch nicht absagen. Wenn ich die Gründe offengelegt hätte, würde mir niemand glauben, man hätte mich nur ausgelacht. Was also tun?

Ich spürte die Last der Verantwortung wie einen körperlichen Druck, der immer stärker wurde. So ungemein hilflos kam ich mir in diesen Augenblicken vor, und ich wußte auch nicht, wer mir hätte zur Seite stehen können. Suko? Eigentlich nicht, denn er besaß nicht die Waffen, um sich gegen die Schatten zu verteidigen. Hier half mir wirklich nur mein Kreuz. Doch mit ihm konnte ich nur einen Schatten angreifen, nicht mehrere auf einmal. Sie würden über die Menschen herfallen und sie regelrecht verschlingen, ohne daß ich etwas unternehmen konnte.

Auf jeden Fall mußte ich meinem Chef, Sir James Powell, von der

großen Gefahr berichten.

Ich griff zum Hörer und tippte die Privatnummer des Superintendenten in die Tastatur. Als nach dem sechsten Läuten niemand abhob, versuchte ich es im Club.

Die nasale Stimme eines Angestellten drang mir ans Ohr. Ich verlangte Sir James zu sprechen und mußte mir eine dämliche Antwort gefallen lassen.

»Mister, ich weiß nicht, ob Sir James jetzt gestört werden kann. Er unterhält sich sehr intensiv mit Sir Arthur...«

Ich explodierte. »Verdammt noch mal, geben Sie ihn mir jetzt, sonst nagele ich Sie an die Wand.« Himmel, war ich sauer. Der Bedienstete auch. Ich hörte, wie er nach Luft schnappte und eine Antwort suchte.

»Geben Sie mir Sir James!«

»Ja, ja, sofort!«

Endlich. Schon bald vernahm ich die Stimme meines Chefs. Sie klang ziemlich brummig. Der Superintendent schien über die Störung ungehalten zu sein.

»Ach Sie sind's«, sagte er, nachdem ich mich entschuldigt hatte. »Der Ober hat mir keinen Namen gesagt, er war nur ziemlich blaß.«

»Das kann ich mir vorstellen, Sir.« Näher ging ich nicht auf die Sache ein, sondern kam direkt zu den wichtigen Dingen. Ich berichtete Sir James von den gefährlichen Schattenwesen und auch davon, was sie vorhatten.

Selbst Sir James, den nichts so leicht aus der Fassung bringen konnte, zeigte sich entsetzt. »Das darf doch nicht wahr sein«, vernahm ich seine flüsternde Antwort.

»Es ist eine Tatsache, Sir.«

»Haben Sie schon einen Plan?«

»Nein, Sir!«

»Gut, dann werden Sie wohl auf Ihren Schlaf verzichten müssen.

Suko ebenfalls. Ich erwarte Sie in einer halben Stunde in meinem Büro. Ich werde inzwischen die verantwortlichen Leute aus dem Bett trommeln, damit sie ihre Meinung dazu sagen können.«

»Die Idee finde ich gut, Sir James.«

»Vielleicht geschieht auch noch ein Wunder.« Mit diesen Worten legte mein Chef auf.

An Wunder glaubte ich nicht. Wenn wir etwas retten wollten, mußten wir uns auf uns selbst verlassen.

Ich schaute auf meine Uhr. Mitternacht war nicht mehr fern. Jetzt hätte ich mich gern hingelegt, aber ich hätte schon ein Robotmensch ohne Gefühle sein müssen, um dies zu schaffen.

Sir James wollte Suko mit dabei haben. Klar, er stand schließlich wie ich im Dienste von Scotland Yard. Ich war gespannt, wie er es aufnehmen würde.

Ich löschte die beiden Stehlampen und begab mich zur Tür. Noch einen letzten Blick warf ich in den Wohnraum zurück. Dabei schaute ich zwangsläufig auf das Fenster.

Meine Raumpflegerin hatte die Scheiben erst vor wenigen Tagen geputzt. Sie waren noch sauber, ich sah dicht hinter ihnen eine huschende Bewegung.

In der Haltung erstarrte ich.

Die Schatten waren da!

Sehr groß war die Überraschung trotzdem nicht. Damit hatte ich rechnen müssen. Ich war ein Feind des Dämonen-Parasiten und damit auch ein Feind seiner Helfer. Und ich konnte ihren großen Plan unter Umständen vereiteln. Deshalb würden und mußten sie alles daransetzen, um mich aus dem Weg zu schaffen. So einfach und klar war die Rechnung. Tief holte ich Luft.

Jetzt die Wohnung verlassen, wäre genau falsch gewesen. Ich hatte mein Kreuz, und das besiegte die Schatten, wie ich bereits erlebt

hatte. Wenn es mir gelang, einen oder auch zwei von ihnen zu zerstören, verringerte sich immerhin die Chance, ihren grausamen Plan in die Tat umzusetzen.

Noch auf der Türschwelle stehend, holte ich mein Kreuz hervor und behielt es in der rechten Hand.

Den Schatten hatte ich bisher kein zweitesmal gesehen, war mir jedoch sicher, mich auch beim erstenmal nicht getäuscht zu haben. Er war da, und er würde wiederkommen.

Ich schritt nicht in direkter Linie auf das Fenster zu, sondern schlug einen kleinen Bogen. Von der Seite her wollte ich mich der Scheibe nähern und auch das Fenster öffnen, um mich den gefährlichen Schatten zu stellen.

Als ich in die Nähe des Fensters geriet, hielt ich mich dicht an der Wand. Zum Glück standen hier keine Möbel, um die ich herumgehen mußte. So kam ich bis dicht an die Scheibe heran, ohne - und das hoffte ich - von den Schatten gesehen zu werden.

Neben dem Fenster blieb ich stehen. Das Kreuz schimmerte matt. Meine Wohnung lag im dunklen. Nur schwach waren die Konturen der Möbelstücke zu erkennen.

Durch den offenen Mund atmete ich. Ich stand wirklich unter einer inneren Spannung und lauerte darauf, daß die Schatten angreifen würden. Vielleicht zerstörten sie die Scheibe, um ins Innere der Wohnung zu gelangen. Daß sie etwas von mir wollten, lag auf der Hand, denn sonst wären sie nicht gekommen. Um das Fenster zu retten, konnte ich es öffnen und den Schatten somit den Weg erleichtern. In der rechten Hand hielt ich mein Kreuz. Den linken Arm streckte ich aus. Ich mußte meinen Körper vorbewegen, um den Fenstergriff zu erreichen, und meine Fingerspitzen fuhren über das kühle Metall. Ich faßte fester zu, drehte den Griff herum und öffnete die eine Hälfte. Sie schwang nicht völlig auf, ein kühler Luftstrom fächerte in den Raum. Der Schatten blieb draußen.

Ich wartete.

Sekunden vergingen. Eine Minute. Den Schatten sah ich nicht. Hatte ich mich doch getäuscht? Ich konzentrierte mich auf einen Punkt vor dem Fenster, und meine Augen begannen bereits leicht zu tränen, so daß ich mich zwangsläufig entspannen mußte.

Da kam er.

Er war wirklich so schnell, daß ich ihn kaum sehen konnte. Eben ein Schatten.

Etwas Großes, Dunkles wischte in den Wohnraum, stieg zur Decke empor und drehte sich.

Ich machte die Bewegung ebenfalls mit und befand mich in einem Rechtsdrall, um ihn nicht aus den Augen zu lassen. Zwangsläufig konnte ich das Fenster nicht weiter im Auge behalten. Ein zweiter Schatten nutzte die Chance und huschte hinein.

Der erste Schatten griff mich an!

Er war schnell, zu schnell, ich kam nicht so rasch weg und mußte den Angriff nehmen.

Hastig riß ich mein Kreuz hoch!

Es war eine letzte, verzweifelte Bewegung, um den unheimlichen Gegner zu stoppen, doch er war schlau, und er veränderte innerhalb eines Sekundenbruchteils seine Gestalt.

Der Schatten wurde schmal!

Wie ein Pfeil war er, raste an meiner rechten Hand vorbei und passierte somit auch das Kreuz. Er traf mich.

Wieder spürte ich die Kälte, die meinen Körper in den tödlichen Griff nehmen wollte. Hätte ich jetzt mein Kreuz nicht besessen, wäre ich verloren gewesen. So brachte ich meinen rechten Arm herum und stieß ihn in die Richtung vor, wo der Schatten war.

Gewesen war, mußte ich sagen, denn er hatte gedankenschnell seinen Standort verändert. Er befand sich bereits in der Nähe des Fensters und schickte seinen zweiten Artgenossen vor.

Ihm war es gelungen, in meinen Rücken zu gelangen. Gesehen hatte ich ihn nicht, auch nicht gehört, aber die Weltraumkälte, die mich zu vereisen drohte, machte mir klar, in welcher Gefahr ich mich befand. Ich ließ mich fallen, landete auf dem weichen Teppich und drehte mich herum. Gleichzeitig brachte ich meine Hand mit dem Kreuz in die Nähe des Schattens und erreichte, daß er mich losließ.

Bei den zwei Angriffen hatte ich mein Kreuz nie so einsetzen können wie beim erstenmal, als ich das Boot über den See gelenkt hatte. Mir hatte die notwendige Zeit gefehlt.

Ich sprang auf.

Beide Schatten befanden sich in der dunkelsten Ecke des Zimmers. Sie lag dem Fenster schräg gegenüber. Dort verschmolzen sie mit der Finsternis, und durch die offene Scheibe drang nach wie vor schwallweise die kalte Luft.

Ich warf einen schnellen Blick auf das Fenster, ein dritter oder vierter Schatten hatte den Weg nicht in meine Wohnung gefunden. Auch der Dämonen-Parasit ließ sich nicht blicken. Er schickte erst die anderen vor. Die ersten Angriffe waren nur eine Art von Störmanöver gewesen, das merkte ich wenig später, als einer der Schatten sich von seinem Fleck löste, nach unten fuhr, über meinen Schreibtisch hinwegwischte und plötzlich einen Briefbeschwerer festhielt. So etwas wie ein Arm begann aus der dunklen, schemenhaften Gestalt zu wachsen, und mir lief es kalt den Rücken hinab.

Das Phänomen der Schatten machte mich noch wahnsinnig. Sie waren nur huschende, nicht zu fassende Wesen, trotzdem dreidimensional, denn sie konnten Gegenstände aufnehmen, wobei ich sie nicht zu fassen bekam. Unwahrscheinlich war dies. Erst jetzt fiel mir der Widersinn meines Handelns auf, weil ich das Fenster geöffnet hatte, denn die Schatten waren in der Lage, durch Wände zu gehen. Was sollte ich da noch unternehmen?

Mein Blick blieb auf dem Brieföffner haften, der nicht aus Silber war, auch wenn es so wirkte. Denn Stahl besitzt ungefähr die gleiche Farbe wie das Edelmetall.

Schießen hatte keinen Sinn. Die Silberkugeln würden durch den Schatten fahren und ihn nicht einmal verletzen.

Ich mußte mich auf mein Kreuz verlassen.

Bei einem normalen Messerkämpfer kann man dessen Reaktionen und Vorhaben oft genug an den Augen ablesen. Hier war es etwas anderes. Die Schatten besaßen nichts Menschliches an sich, bei ihnen konnte man wirklich keine Taten im voraus erahnen.

Auch kamen mir die Schatten dunkler vor als bei der ersten Begegnung. Sie tarnten sich besser.

Zum Glück lag keine zweite Waffe griffbereit in der Nähe, so daß der andere Schatten unbewaffnet blieb.

Doch der erste reichte mir.

Sekunden der höchsten Gefahr wuchsen heran. Mir war plötzlich schrecklich kalt. Wie eigentlich immer, wenn es wirklich um mein nacktes Leben ging.

Der gefährliche Schatten verschmolz mit der Dunkelheit des Zimmers, so daß er kaum zu erahnen war. Ich hatte das Gefühl, als würde der Brieföffner in der Luft schweben.

Ein Stoß.

Ich sah nur den Reflex der Klinge, der Schatten huschte heran, ich kam nicht richtig weg und schlug kurzerhand mit der Rechten zu, in der ich auch mein Kreuz hielt.

Ein singendes Geräusch ertönte, als das Kreuz und der Brieföffner gegeneinanderprallten. Durch diese Kollision wurde der mörderische Stoß abgeschwächt, und die Klinge sauste an mir vorbei. Ich wollte sofort mein Kreuz einsetzen, da war der Schatten bereits verschwunden und hatte eine andere Position eingenommen.

Ich drehte mich und sah mich noch in der Bewegung einem neuen

Angriff ausgesetzt.

Diesmal hatte ich nicht soviel Glück. Durch ein hastiges Zurückspringen konnte ich zwar einen tödlichen Treffer vermeiden, der Klinge entging ich nicht völlig.

Die Spitze des Brieföffners fetzte mir quer das Hemd auf, stieß auch durch den Stoff des Unterhemdes und fand die Haut, wo sie von links nach rechts einen roten Streifen auf der Brust hinterließ, aus dem sofort das Blut quoll.

Hart biß ich die Zähne zusammen. Der Schmerz war im ersten Augenblick schlimm, jedoch ertragbar. Zudem konnte ich mich sowieso nicht um dieses Wehwehchen kümmern, hier ging es um mein Leben. Mit einem gewaltigen Satz sprang ich in eine andere Richtung, warf dabei einen Stuhl um und stolperte selbst, so daß ich auf den Rücken fiel.

Der Schatten war mir gefolgt.

Ich sah ihn und die Waffe bereits über dem Stuhl. Die Spitze zeigte schräg nach unten, sie wies exakt auf meinen Körper und würde mich im nächsten Moment durchbohren.

Ich warf dem Schatten mein Kreuz entgegen!

Die wirklich einzige Chance, die mir blieb. Er mußte vollen Kontakt mit dem silbernen Kruzifix bekommen.

Der Schrei war dünn, geisterhaft und gleichzeitig schmerzerfüllt. Er wehte durch das Zimmer, wobei er mir bewies, daß ich diesmal getroffen hatte.

Der Brieföffner entglitt dem Schatten und fiel dicht neben mir zu Boden. Mein Gegner selbst veränderte seine Gestalt. Sie wurde wie die auf dem Boot zusammengepreßt. Während dies geschah, zuckten kleine Blitze auf.

Der stofflose, trotzdem dreidimensionale Schatten verdichtete sich zu einer faßbaren Materie. Ein schwarzer, an Teer erinnernder Klumpen fiel auf meine Beine.

Das Aus für den Schatten!

Aber da war noch der zweite. Blitzschnell flog er auf mich zu. Er hatte bemerkt, daß ich keine Waffe mehr trug, denn das Kreuz lag nach wie vor auf dem Boden.

Ich hechtete hin.

Im gleichen Moment erreichte mich auch der Schatten. Bevor meine Finger das lebensrettende Kreuz ergreifen konnten, wurde ich von dem grünscharzen Parasitendiener umfassen. Wie ein Mantel schloß sich seine Gestalt um mich.

Alles veränderte sich.

Es war die Kälte, die sich dafür verantwortlich zeigte. Hatte ich sie bei den ersten Angriffen nur an einem oder zwei Teilen meines Körpers gespürt, so kroch sie nun in Blitzesschnelle hoch und umwob mich wie ein kalter Ring aus Eisen.

Das ging an die Substanz. Ich hatte das Gefühl, in einer Gefriertruhe zu liegen. Mein Blut schien nur noch aus kleinen Eisstücken zu bestehen. Es war ungeheuer schwierig für mich, überhaupt noch eine Bewegung zu machen, die Kälte strömte weiter. Sie kroch in meine Arme, die lebensrettend für mich sein konnten, denn wenn mir etwas half, dann nur das Kreuz.

Ich konnte die Hände aber nicht bewegen und nach dem Kreuz greifen. Von Sekunde zu Sekunde wurde ich mehr zu einem Opfer dieses dämonischen Wesens.

Bewußtlosigkeit umfing mich nicht. Ich erlebte alles klar und deutlich, denn seltsamerweise erreichte diese schreckliche Magie nicht mein Gehirn.

Ich würde den Tod erleben. Ich würde mitbekommen, wie dieser verdammte Parasit mir das Herz aus dem Leib zog, um es sich einzuverleiben. Was von mir zurückblieb, war - ein Schatten!

Die Gedanken peinigten mich. Ich sammelte den Rest der mir noch verbliebenen Kräfte, und es gelang mir, meine Fingerspitzen ein

wenig vorzustoßen.

Konnte ich das Kreuz packen?

Nein!!!

Ich bekam keinen Kontakt! Umsonst war die Anstrengung. Und dann vernahm ich die Stimme. Sie gehörte Galuri. Er schrie: »Dein Herz, Sinclair. Jetzt reiße ich dir dein Herz aus dem Körper...!«

»John gefällt mir nicht«, sagte Suko zu seiner Freundin und schaute sie über den Rand der Tasse an.

Die beiden saßen in der Küche und nahmen noch einen leichten Imbiß zu sich.

»Wieso?«

»Er kann es nicht überwinden, daß der Junge gestorben ist.«

»Aber er kann nichts dafür.«

Suko nahm einen Schluck Tee, den Shao so exzellent zubereitete.

»Das stimmt schon. Nur mache ihm das einmal begreiflich. Ich schaffe es wirklich nicht.«

Shao strich ihre dunkle Haarflut zurück. Sie hatte sie inzwischen getrocknet, und das Haar duftete nach dem Waschkonzentrat. Die Chinesin hatte nur einen dünnen Hausmantel über ihren Körper gestreift und einen Slip angezogen. Der Abend sollte nicht mehr lang werden, beide wollten früh ins Bett.

Ob sie sofort schliefen, stand auf einem anderen Blatt...

»Würdest du anders reagieren?« fragte die hübsche Asiatin und schaute ihren Partner aus großen Augen an.

»Kaum.«

»Dann darfst du John keine Vorwürfe machen.«

Suko lächelte. »Du siehst es richtig, Shao, das gebe ich zu. Aber du bist nicht so sehr betroffen wie ich. Verstehst du?«

»Nein, du warst schließlich nicht dabei.«

»Das schon. Nur bin ich mit John mehr zusammen und habe seine

Reaktionen erlebt. Wirklich, Shao, das ist nicht der John Sinclair, wie wir ihn kennen.«

»Es geht vorbei.«

»Hoffentlich.« Suko schaute auf seinen Teller, wo noch eine Scheibe von dem Knäckebrötchen lag. »Das ist nichts für einen ausgewachsenen Mann«, beschwerte er sich.

»Vor dem Schlafengehen soll man nicht so viel essen«, erklärte Shao ihm.

»Jawohl, Herr Feldwebel.« Suko nahm die Scheibe und knackte sie mit seinen Zähnen.

Shao lächelte. Sie kannte ihren Suko lange genug. Ebenso John Sinclair. Auch sie machte sich Sorgen um den Geisterjäger, nur gab sie dies nicht zu, denn dann hätte sich Suko noch mehr aufgeregt.

»Gib mir noch einen Schluck Tee.«

Shao schenkte nach.

»Dieses komische Brot ist so trocken, daß es schon den Namen Panzerplatten verdient.« Beide lachten.

Der Chinese leerte die Tasse. Über dem Tisch und zwischen ihnen hing die Lampe von der Decke. Unter dem Rand hinweg schaute Suko seiner Freundin ins Gesicht.

»Was ist?« erkundigte sich Shao lächelnd.

»Du siehst gut aus.«

»Hör auf, das sagst du nur so.«

»Nein, ich meine es ehrlich.«

»Soll das ein Angebot sein?«

»Schon möglich.« Suko lehnte sich zurück und schaute auf die Uhr.

»Es wird Zeit, morgen früh ist die Nacht vorbei.«

»Willst du schon ins Bett?« Shaos Stimme klang enttäuscht.

»Noch nicht. Erst unter die Dusche«, erwiderte Suko augenzwinkernd und erhob sich. »Okay, ich warte.«

Schon an der Tür, drehte sich der Chinese um. »Worauf denn?«

»Dreimal darfst du raten«, erwiderte Shao mit einem rätselhaften Lächeln. »Okay, ich eile.«

Der Chinese verließ die Küche und verschwand im Bad, wo sich neben Wanne und Toilette auch die Dusche befand.

Hastig schlüpfte Suko aus seiner Kleidung, regelte an der Mischbatterie die richtige Temperatur und stellte sich unter die dicht prasselnden Strahlen. Sie waren sehr heiß. Wie kleine Messer prallten sie gegen die Haut des Chinesen, die schon bald einen roten Schimmer bekam. Seife lag bereit. Suko trat einen halben Schritt zur Seite, seifte sich ein und wusch auch seine Haare.

Dann stellte er sich abermals unter die dicht fallenden Strahlen und genoß das Gefühl, von ihnen blankgewaschen zu werden. Er hatte den Kopf etwas in den Nacken gelegt, die Augen geschlossen und konzentrierte sich auf das Wasser, das über sein Gesicht rann. Er sah nicht, daß sich irgend etwas verändert hatte, er spürte es nur. Suko drehte den Kopf zur Seite, öffnete die Augen und erkannte hinter dem Duschvorhang eine schattenhafte Gestalt. Jede Person wirkt durch einen Vorhang gesehen unheimlich. Als Suko ihn mit einem Ruck zur Seite zog, schaute er in Shaos Gesicht. Unübersehbar stand die Enttäuschung darin zu lesen.

»Was ist geschehen?« fragte der Chinese.

»Telefon.«

»Du gütiger Himmel. Wer?«

»Sir James.«

»Auch das noch«, schimpfte Suko und stieg schon aus dem Becken in seine Gummilatschen. Während Shao ihm ein Handtuch reichte, sagte er: »So ein Mist, da wird man immer im unrechten Augenblick gestört. Ich dachte, so etwas passiert nur John Sinclair.« Er knotete das Tuch um seine Hüften fest und ging in den Wohnraum.

Der Hörer lag neben dem grünen Apparat. Suko meldete sich.

»Sie stehen unter der Dusche?« vernahm er Sir James' schneidende

Stimme.

»Ja, Sir. Warum nicht? Ich habe Feierabend.«

»Sie sind wohl wahnsinnig. Feierabend. Normalerweise hätten Sie schon hier in meinem Büro sein müssen.«

»Sir, ich verstehe nicht, was Sie damit...«

»Hat Ihnen Sinclair nichts gesagt?« unterbrach Sir James den Chinesen.

»Nein.«

Für einen Moment war Pause. Dann sagte der Superintendent, diesmal klang seine Stimme ruhiger: »John Sinclair hat mich extra aus dem Club geholt, weil die Sache mit den Schatten plötzlich drängte. Diese Wesen haben vor, am morgigen Tag das Wembley Stadion zu überfallen. Wissen Sie denn nichts davon?«

»Wirklich nicht.«

»Gehen Sie rüber zu Sinclair«, drängte Sir Jamens. »Da ist etwas geschehen. Und geben Sie mir sofort Bescheid, wenn Sie zurückkommen.«

»Okay, Sir!« Suko warf den Hörer auf die Gabel. In den nächsten Sekunden wurde er zum Tiger. Shao sah nur eine huschende Gestalt. In Windeseile packte der Chineser seine Peitsche und den von Buddha geerbten Stab, mit dem er für fünf Sekunden die Zeit anhalten konnte. Dann jagte er in die Diele, achtete nicht auf die Rufe seiner Freundin, sondern sah nur das kleine Brett, an dem auch der Schlüssel für die Wohnung nebenan hing.

Suko riß ihm vom Haken und rannte, nur mit einem Handtuch bekleidet, aus der Wohnung.

Zwei Schritte, eine Drehung, und er stand vor Johns Tür, die er hastig aufschloß.

Er rammte die Tür nach innen, sprang in die Diele, sah nichts, spürte den kalten Luftzug, dachte sofort an ein offenes Fenster und hetzte in den Wohnraum.

Dort blieb er wie angenagelt stehen. Er sah drei Schatten, und einer hatte sich über John Sinclair gebeugt, dessen ausgestreckte Hand nicht mehr in der Lage war, das rettende Kreuz zu erreichen...

Ich hatte in meinem Leben viel überstanden. Mächtige Dämonen waren durch mich vernichtet worden. Ausflüge in Dämonenwelten hatte ich lebend hinter mich gebracht, ich hatte Asmodina überlebt und Maddox, den Dämonenrichter.

Gegen Zombies, Chouls, Vampire, Werwölfe hatte ich mich erfolgreich verteidigen können, und jetzt sollten es diese Schatten sein, die meinem Leben auf eine grausame Art und Weise ein Ende bereiteten? Alles deutete darauf hin. Ich war nicht mehr in der Lage, mich zu rühren, obwohl meine Gedanken noch immer arbeiteten, und ich bekam auch mit, daß Kräfte an mir zerrten, um mich auf den Rücken zu drehen. Wenn ich so lag, konnten sie mir mein Herz rauben!

Dagegen sträuben konnte ich mich nicht. Man behandelte mich wie einen gefrorenen Gegenstand. Ich wurde herumgedreht, lag auf dem Rücken und schaute durch den grünscharzen Schatten. Da sah ich ihn!

Galuri stand direkt hinter ihm. In seinem Körper pochten drei Herzen, sie vibrierten, schlugen rasch hin und her. Damit zeigten sie an, in welcher einer Verfassung sich der Dämonen-Parasit befand.

Dann griff er zu.

Ein schattenhaftes Etwas, das man mit einer Hand gleichsetzen konnte, wollte durch meine Kleidung und die Haut in meine Brust eindringen, um mich auf schreckliche Art und Weise zu töten.

In diesem Augenblick stürmte Suko in den Raum. Ich hatte ihn nicht kommen hören, vernahm seinen Schrei und auch das eine Wort, dessen Magie die Bewegungen in der näheren Umgebung lähmten. »Topar!«

Es war ein Schrei, der fast überkippte. Ich konnte nicht mehr erstarren, weil ich es bereits war - und die Schatten?

Auf sie hatte das Wort keine Wirkung. Die teuflischen Wesen konnten sich weiterhin bewegen, aber sie waren durch den Schrei von ihrem eigentlichen Tun abgelenkt worden.

Suko war ebenso schnell wie sie. Und er hatte die Lage im Bruchteil einer Sekunde erfaßt. Er sprang mit einem gewaltigen Satz an mir vorbei, erreichte die Stelle, wo das Kreuz am Boden lag, und riß es an sich. Im nächsten Augenblick hatte er es schon wieder losgelassen und durch den auf mir hockenden Schatten auf meine Brust geworfen. Da löste sich der Bann.

Was meine Kraft, was Sukos magisches Wort nicht geschafft hatten, das vollbrachte das Kreuz.

Es zerstörte den auf mir hockenden, unerklärbaren, dreidimensionalen Schatten, entfaltete seine gesamte Kraft, und die Magie des Lichts machte aus dem Schatten einen zusammengepreßten Klumpen. Galuri hatte sich im rechten Moment in Sicherheit gebracht. Er wischte zum Fenster, wo auch seine beiden noch übriggebliebenen Diener abwartend lauerten.

Sobald sich der Dämonen-Parasit in ihrer Nähe befand, machten sie kehrt und verschwanden.

Zurück blieben Suko und ich.

Ich lag auf dem Rücken, und mir kam es vor, als hätte mich jemand schockartig aufgetaut. Mein Kreislauf spielte verrückt, das Blut rauschte wie ein Strom durch meine Adern, es drang auch in den Kopf ein und pochte hart hinter den Schläfen. Ich verzog das Gesicht. Es war wirklich schlimm, diese Sekunden zu erleben. Ich erkannte nur verschwommen, wie Suko zum Fenster schritt und es schloß. Als er sich umdrehte, ging es mir ein wenig besser. Durch Anwinkeln und Abstützen meines rechten Arms gelang es mir, mich aufzusetzen. Vor mir blieb der Chinese stehen. Er grinste und streckte seine

rechte Hand aus.

Ich erfaßte sie und ließ mich hochhieven. Suko stützte und drückte mich in einen Sessel. Aufatmend sank ich in die Polster. Der Chinese grinste.

»Du hast gut lachen«, sagte ich. »Verdammt, das war knapp. Ich hätte es allein nicht geschafft. Deshalb danke, daß du im rechten Augenblick gekommen bist.«

»Bei mir brauchst du dich nicht zu bedanken«, erwiderte Suko.

»Wieso?«

»Schick den Gruß unserem Chef, Sir James. Wenn er nämlich nicht bei uns drüben angerufen hätte, wäre mir überhaupt nicht aufgefallen, was hier passierte.«

Ich schlug gegen meine Stirn. »Ja, jetzt fällt es mir ein, wir hätten schon längst bei ihm sein müssen.«

»Du aber nicht«, konterte Suko.

»Sicher. Ich...«

»Schau dir mal deine Brust an.«

Ich senkte den Blick. Als ich dies tat, spürte ich schon die Schmerzen. Die Spitze des Brieföffners hatte einen langen Streifen quer über die Brust gezogen. Aus ihm war das Blut gesickert, es rann in mehreren Bahnen in Richtung Bauchnabel.

»Das läßt sich mit einem Pflaster verbinden. Ich klebe es quer darüber.«

»Optimist.«

»Verbandszeug ist im Bad!«

Beide hörten wir das Geräusch an der Tür. Suko nahm sicherheitshalber seine Dämonenpeitsche auf, die er bei seinem plötzlichen Eintritt hatte fallen lassen.

Es war nur Shao, die nachschauen wollte, ob wirklich alles in Ordnung wäre. Als sie den blutigen Streifen auf meiner Brust entdeckte, stieß sie einen leisen Schrei aus.

»Keine Angst, Mädchen, Suko kümmert sich darum. Aber wenn du willst, kannst du mich verbinden.«

Die Chinesin nickte und fragte: »Was ist eigentlich geschehen?«

»Das Zimmer wäre fast zu einem Grab für mich geworden«, gab ich zurück.

»O Gott.« Shao preßte ihre Hand gegen die Lippen.

Da schlug das Telefon an. Scharf schnitt das Geräusch durch die eingetretene Stille.

Suko, der mit Verbandszeug, Desinfektionsmittel und Pflaster aus dem Bad kam, warf das Zeug auf die Couch und hob ab.

»Sir, es ist alles in Ordnung«, hörte ich ihn reden. »John hat es noch einmal überstanden.«

Ich wußte, mit wem mein Freund sprach und winkte. Er verstand das Zeichen. Ich bekam den Apparat auf die Oberschenkel gestellt und meldete mich mit: »Hurra, ich lebe noch!«

»War es wirklich so schlimm?«

»Noch schlimmer, Sir.« Ich spulte meinen Kurzbericht ab, den der Superintendent schweigend zur Kenntnis nahm.

»Sind Sie verletzt?« wollte er dann wissen.

»Kaum.«

»Was heißt das?« Ich erklärte es ihm.

»Dann können Sie wahrscheinlich nicht kommen?«

»Und ob ich kann, Sir. Man verbindet mich hier, und dann bin ich bei Ihnen. Halten Sie schon mal einen Stuhl frei.«

»Sogar zwei«, erwiderte mein Chef schlagfertig und legte den Hörer auf. Shao hielt das Verbandszeug bereits in den Händen. Als ich mich umdrehte, lächelte sie.

»Du siehst aus wie ein Raubtier«, stellte ich fest.

»Das bin ich auch. Leg dich mal auf die Couch.«

Ich stemmte mich aus dem Sessel hoch, stellte den Telefonapparat zur Seite und tat das, was die hübsche Chinesin gefordert hatte. Dann

wurde ich verarztet. Shao wusch mir die Wunde aus, desinfizierte sie, was verdammt wehtat, aber sein mußte, und danach bekam ich ein langes Pflaster quer über die Brust gedrückt.

»So geht es«, sagte Shao.

Ich stand auf, bewegte die Schultern, die Arme und stellte fest, daß ich in meiner Bewegungsfreiheit nicht eingeengt war. Oder kaum. Aus dem Schlafzimmer holte ich ein frisches Hemd. »An das andere sollte man einen Zettel heften und den Knickerköpfen der Spesenabteilung schicken«, erklärte ich.

»Lieber nicht«, meinte Suko. »Die verlangen hinterher noch, daß du das Hemd wieder zusammennähst.«

»Ist auch wahr.«

Suko wurde schnell ernst. »Stimmt es wirklich, daß die Schatten vorhaben, das Wembley Stadion zu überfallen, während ein Fußballspiel läuft?«

»Leider.«

Ich sah, wie Shao blaß wurde und ihr Partner betreten zu Boden blickte.

»Woher weißt du das?« fragte er mich.

»Der Spuk hat es mir gesagt.«

Suko blieb vor Staunen fast der Mund offen. »Was war das? Du hast mit dem Spuk gesprochen?«

»Er kam hierher.«

»Und das habe ich alles verpaßt. Komm, John, erzähle.«

»Im Wagen, wir müssen fahren.«

Der Chinese war einverstanden. Er verabschiedete sich von Shao, aus deren Stimme deutlich die Angst zu hören war, die sie empfand.

»Seid nur vorsichtig, ihr beiden.«

»Wird schon gehen«, erwiderte Suko optimistisch. »Zwei Schatten gibt es inzwischen weniger. Was machen wir eigentlich mit ihnen?« wandte er sich an mich.

»Das Zeug können die Chemiker untersuchen. Wir nehmen es mit zum Yard.«

»Und wann kommt ihr wieder?«

Shao hatte eine gute Frage gestellt, auf die wir leider keine Antwort wußten...

Sir James Powell befand sich nicht allein in seinem Büro. Bei ihm war ein Mann, der gut einen Beerdigungsunternehmer abgegeben hätte, denn er machte einen so traurigen Eindruck. Zudem trug er noch einen dunklen Anzug, und das weiße Haar lag schütter auf seinem Kopf. Vorgestellt wurde er Suko und mir als Morgan Spilker, und er hatte einen Job, den man mit dem Begriff Stellvertretender Direktor des Wembley Stadions bezeichnen konnte.

Sein Händedruck war überraschend fest, und ich änderte meine Ansicht über den Mann. Sicherlich war er nicht ohne Grund an diesen Job gekommen.

Zwei Stühle standen für uns bereit. Auch etwas zu trinken. Bevor wir uns hinsetzten, musterte mich Sir James mit einem prüfenden Blick. »Sind Sie auch völlig in Ordnung, John?«

»Sonst wäre ich nicht hier.«

»All right, dann erzählen Sie bitte genau, was Sie erfahren haben. Mr. Spilker kann es kaum fassen.«

»Mir ergeht es nicht viel anders, Sir. Und Suko ebenfalls. Es ist eine Ungeheuerlichkeit.«

Nach diesen Worten kam ich zur Sache. Etwa zehn Minuten dauerte mein Bericht. Sir James hörte ihn sich schweigend an, Morgan Spilker sagte auch nichts, er machte sich jedoch hin und wieder Notizen auf einem kleinen Zettel, wobei er des öfteren den Kopf schüttelte, was eine verständliche Reaktion war.

Als ich geendet hatte und mir ein Glas Mineralwasser eingoß, bedachte mich Mr. Spilker mit einem scharfen Blick. »Sie haben an

dieser Geschichte nichts erfunden, Oberinspektor?«

»Nein, Sir, so etwas erfinde ich nicht. Es entspricht völlig den Tatsachen.«

Spilker schaute unseren Chef an. »Was kann man da nur machen?« fragte er.

Sir James nahm ebenfalls einen Schluck Wasser. »Das wollten wir gerade Sie fragen.«

»Da bin ich wohl der falsche Mann.«

»Wollen Sie kneifen?«

»Nein, nein. Nur weiß ich keinen Rat. Wären es Fans, die sich bekriegen, könnte ich das verstehen. Damit haben wir unsere Erfahrungen. Wir setzen dann eben mehr Polizei ein. Aber was Sie von irgendwelchen Schatten erzählen, ist nicht zu fassen.«

»Wir wäre es mit einer Spielabsage«, schlug Suko vor. »Man braucht ja nicht den wahren Grund zu nennen, sondern kann das Wetter vorschieben.«

»Dafür ist es zu spät. Außerdem ist der Platz gut bespielbar. Eine Absage kommt nicht in Frage«, hielt Spilker entgegen.

Sir James stützte sein Kinn auf eine Hand und schaute uns auffordernd an. »Dann müssen wir uns eben etwas anderes einfallen lassen, Gentlemen. Denken Sie mal nach!«

»Das tun wir schon, Sir.«

Wir steckten wirklich in einer Zwickmühle. Was sollten wir unternehmen, um die Schatten zu stoppen? Am besten wäre es, wenn wir sie vor dem Spiel erledigen würden. Nur mußten wir sie erst finden, und das war gar nicht so einfach. Sie waren noch brandgefährlich, auch wenn ich zwei von ihnen erledigt hatte.

»Mir fällt im Augenblick nichts ein, Sir.« Ich war wirklich ehrlich.

Suko nickte dazu, so daß Spilker seine Mundwinkel verzog und sich an Sir James wandte. »Wegen dieser beiden Männer haben Sie mir einen Teil der Nachtruhe geraubt?«

Unser Chef blieb ruhig. Nur seine Wangenmuskeln zuckten, ein Zeichen, daß er innerlich unter Dampf stand. Mir erging es nicht anders. Ich hätte Spilker liebend gern einige passende Worte gesagt, die gute Erziehung hielt mich davon ab.

»Ja, ich habe Sie tatsächlich wegen dieser beiden Männer aus dem Schlaf holen lassen«, erklärte Sir James. »Und diese beiden Männer haben so manches Mal London und seine Einwohner vor großem Schaden bewahrt, daß können Sie mir glauben.«

»Möglich, aber was Sie da erzählt haben, kann ich nicht glauben. Das Spiel wird stattfinden, tut mir leid. Man wird den Polizisten eben Anweisungen geben müssen, die Augen besonders gut offenzuhalten. Mehr kann ich nicht für Sie tun, meine Herren.« Er sprach's, stand auf und ging hinaus, ohne sich zu verabschieden.

»Soll ich ihn gehen lassen?« fragte Suko. Sir James nickte.

»Ein Ignorant«, sagte ich. »Ein verdammter Ignorant. Ich könnte ihn wirklich...«

»Man kann es ihm nicht einmal übelnehmen«, hielt mir mein Chef entgegen.

»Aber wir haben ihn doch nicht aus lauter Spaß kommen lassen. Es existiert eine Bedrohung. Der Dämonen-Parasit besitzt nur noch zwei Schatten. Die beiden und er selbst stellen eine ungeheure Gefahr dar.«

»Das weiß ich selbst«, erwiderte Sir James.

»Eine Lösung ist Ihnen auch nicht bekannt, Sir?«

Der Superintendent griff zu seinem Magenwasser und trank einen Schluck. In diesen Augenblicken sah er wieder so aus wie ein magenkranker Pavian, der sich selbst und der ganzen Welt leidtat.

»Nein, eine Lösung weiß ich auch nicht. Und ich bin ehrlich genug, dies zuzugeben. Sie oder wir müssen alles an uns herankommen lassen. Außerdem«, Sir James griff in die Schublade seines Schreibtisches und holte drei Eintrittskarten hervor, die er

auseinanderfächerte.

»Drei?« fragte Suko erstaunt.

»Ja, drei.« Der alte Gauner grinste. »Oder glauben Sie, daß mich ein Fußballspiel nicht interessiert?«

Suko und ich schauten uns an, nickten und sagten wie im Chor:

»Natürlich, Sir, wie konnten wir so etwas vergessen...«

An der Hauswand entlang fiel er nach unten!

Er hätte brüllen können vor Schmerzen, doch er wollte es nicht. Er mußte sich zusammenreißen, auch wenn es noch so schwer war. Es gelang Galuri wieder, sich zu fangen.

Für einen Moment blieb er in der Luft stehen. Sein Schatten schien sich aufzublähen, und das Grün wurde intensiver. Dann huschte er an der Hauswand hoch und sah zu, daß er sich mit seinen Dienern traf, die auf die Hälfte dezimiert waren.

Nur zwei noch!

Nie hätte der Dämonen-Parasit mit einer Niederlage gerechnet. Die hatte er überhaupt nicht einkalkuliert. Aber jetzt sah er sich einem wirklichen Problem gegenüber. Sinclair und der andere waren so stark, daß sie die Schatten erledigen konnten, denn sie besaßen das Kreuz. Als er seine beiden Diener erreichte, pochten nur noch zwei Herzen in seiner Gestalt.

Die anderen hatte er unter unsagbaren Schmerzen verloren. Sie waren zerstört worden, als das Kreuz auch die Schatten restlos vernichtete. Das Kreuz!

Noch nie hatte Galuri von dieser Waffe gehört. Was Dämonen und andere Gegner nicht schafften, das brachte dieses Silberkreuz zustande. Galuri wollte wissen, wo es herkam. Vielleicht gab es doch eine Chance, es zu vernichten. Da er selbst keinen Bescheid wußte, mußte er einen anderen fragen. Den Teufel!

Wenn ihm einer Näheres über die Waffen sagen konnte, dann war

es der Teufel.

Galuri empfing die Impulse seiner Diener. ›Was ist geschehen? Warum kämpfen wir nicht mehr?‹

›Wir warten ab.‹

›Hast du Angst?‹

›Nein.‹

Das war gelogen. Galuri hatte tatsächlich Furcht bekommen. Und er fühlte auch, daß er schwächer wurde. Vier Herzen hatten mehr Kraft gegeben als zwei. Dieser Zustand würde nicht lange andauern, das schwor er sich. Am morgigen Tag wollte er mit seinen beiden Dienern in das Stadion einfallen und sich die Opfer holen. Tausende von Herzen würden ihm gehören, und er war der große Sieger.

An noch etwas mußte er denken. Als er mit seinen beiden Schatten in die Wohnung eingedrungen war, hatte er etwas gespürt. Er war nicht allein mit seinen Dienern gewesen. Kurz zuvor mußte dieser Sinclair von einem anderen Besuch bekommen haben. Deutlich hatte Galuri dessen Ausstrahlung gespürt, aus diesem Grunde hatte er auch gezögert, Sinclair sofort zu überfallen.

Dieser Besucher stand ihm, Galuri, nicht freundlich gegenüber. Seine Ausstrahlung hatte ihn negativ beeinflußt, und er fragte sich verzweifelt, wer der Besucher gewesen sein konnte. Feinde hatte er viele. Er brauchte nur an die Vergangenheit zu denken, als es auf der Erde so gut wie kein Leben gab, da hatte er in den Dimensionen des Schreckens schon gewütet.

Als Parasit!

Und das nahmen ihm einige andere sehr übel. Man hatte ihn verbannt. In der ewigen Nacht war er die Jahrtausende herumgeirrt, bis Asmodis sich wieder seiner erinnerte.

Wer von seinen alten Feinden war ebenfalls noch groß und mächtig? Einer hatte sich schon damals als der Hauptgegner entpuppt. Und zwar der Spuk!

Diese unheimliche schwarze Gestalt, die eigentlich nur ein Schatten war, regierte in den Dimensionen des Schreckens. Sie war ungeheuer mächtig, ihr unterstanden zahlreiche Dämonen und auch ebenso viele Reiche.

Das Grauen selbst begleitete den Spuk. Er wurde von den Dämonen gefürchtet, denn die Versager unter den Schwarzbütlern landeten zur Bestrafung in einer Dimension, wo sie bis in alle Ewigkeiten dahinvegetierten.

Dessen Herrschaftsanspruch hätte Galuri gern übernommen. Schon vor seiner Verbannung, und auch heute hatte sich nichts an seinen Plänen geändert. Er wollte den Spuk vernichten, um die Herrschaft zu übernehmen. So lautete sein Fernziel. Es war auch mit Asmodis abgesprochen, und der hatte nichts dagegen, denn er haßte den Spuk ebenfalls. Hatte er sich doch auf die Seite eines Solo Morasso gestellt, als dieser Asmodina, die Tochter des Teufels, umbrachte.

Wenn Galuri nun mit seinen Schatten in das Reich eindrang, würde der Spuk wohl kaum eine Chance haben, obwohl er selbst zahlreiche Diener besaß.

Nur mußte er erst einmal die Schatten besitzen und sie dann auch halten.

›Wo willst du hin?‹ Diese Frage stellte Parrax, Anführer der verbliebenen beiden Zwerge.

›Ich werde ihn fragen.‹

›Asmodis?‹

›Ja.‹

›Sollen wir es nicht noch einmal versuchen?‹

›Nein, wir müssen an unser Ziel denken. Zuerst die anderen. Sinclair läuft uns nicht weg.‹

Die Diener waren einverstanden. Es blieb ihnen auch nichts anderes übrig.

Die drei Wesen aus einer anderen Welt setzten ihr Vorhaben sofort

in die Tat um. Ein zufälliger Beobachter hätte noch eine huschende Bewegung am Nachthimmel gesehen, mehr nicht. Im nächsten Augenblick waren die Schatten verschwunden.

Galuri kannte den Weg zu Asmodis. Ihm waren auch keine Dimensionsgrenzen gesetzt. Er und seine Diener waren schneller, als es menschliche Augen je wahrnehmen konnten, und sie tauchten ein in die Dimension, die dem Teufel gehörte.

Sie brauchten sich auch nicht erst wieder zu materialisieren, sie waren einfach da, denn für sie gab es keinerlei Grenzen.

Hier herrschte Heulen und Zähneknirschen. Das absolute Grauen, mit dem das Zentrum des Schreckens angefüllt war.

Horror-Gestalten irrten durch eine öde Landschaft. Menschen aller Zeiten und Generationen hatten immer versucht, sich die Hölle vorzustellen und sie zu malen. Sie waren mit ihren Bildern der Wahrheit ziemlich nahegekommen.

Feuer und Schwefel, glühender Regen, Monstren und kaltes schwarzes Licht. Das alles vereinigte sich zu einem furiosen Wirbel. Sie sahen ein Meer, auf dem Köpfe schwammen und einen in die Unendlichkeit führenden Galgen, an dem unzählige Menschen hingen und abwechselnd in das Meer getaucht wurden. Hier war das Reich des Teufels!

Und er, der Höllenherrscher, beobachtete alles. Seine gräßliche Fratze schwebte über dem Land. Augen voller Kälte und Grausamkeit nahmen jede Einzelheit auf, nichts entging ihnen, und so wurden auch die huschenden Schatten entdeckt.

»Wollt ihr zu mir?«

Es war ein dumpfes Grollen, das der Teufel ausstieß. Über sein bläulich schimmerndes, dreieckiges Gesicht flog ein Leuchten. Diesmal zeigte er sich in seiner wahren Gestalt, während er auf der Erde oft menschliche Formen annahm. Hier brauchte er sich nicht zu verkleiden, in seinem Reich war er unumschränkter Herrscher. Ein

Patriarch des Schreckens.

»Wir suchen dich, Asmodis.«

Der Satan lachte. »Das habe ich mir fast gedacht. Sonst wärt ihr ja nicht hergekommen. Was wollt ihr?«

»Wir haben es nicht geschafft!«

»Was heißt das?«

»Er lebt noch immer!«

»Du sprichst von John Sinclair?«

»Ja.«

Da lachte der Teufel. Es schien, als freute er sich diebisch über die Unzulänglichkeit der Schatten, und Galuri spürte innerlich, wie sich seine Erregung steigerte, und die beiden ihm verbliebenen Herzen anfangen, stärker zu pochen.

»Warum freust du dich so?« fragte er.

»Weil ich es selbst nicht einmal geschafft habe, ihn zu besiegen, denn er hat eine Waffe!«

»Das Kreuz!«

»Genau. Es ist unheimlich stark. Es hat sich zwar schon in meiner Dimension befunden, trotzdem ist es mir nicht gelungen, es auszuschalten. Dieses Kreuz macht John Sinclair zu einem gefährlichen Gegner.«

»Ist er unbesiegbar?«

»Nein, Galuri.«

»Wie kann ich ihn dann töten?«

»Ganz einfach. Führe deinen Plan durch. Du darfst ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Du mußt ihn beschäftigen. Sinclair darf nicht wissen, wo er zuerst anfangen soll, dann liegst du richtig. Wenn er immer in Atem gehalten wird, kommt er nicht dazu, noch weiter darüber nachzudenken.«

»Das werden wir auch.«

»Deshalb halte ich euren Plan auch für gut. Macht die Menschen zu

Schatten. Schafft sie her in meine Dimension, denn mit dieser Dienerschar kann es dir vielleicht gelingen, den Thron des Spuks zu erobern.«

»Das allein will ich!« knirschte Galuri.

»Worauf wartetst du dann noch?«

»Ich will wissen, woher das Kreuz stammt!«

»Das ist sehr schwer zu sagen, Galuri. Der Legende nach ist es uralte. Die Erzengel selbst haben es geweiht, aber es existierte noch nicht, als man mich in die ewige Verdammnis stieß, das kann ich dir sagen, dies weiß ich.«

»Warum hat man es geschaffen?«

»Um eine Waffe gegen mich zu haben. Die Erzengel haben da genau richtig gedacht, und sie haben einen Menschen gesucht, der würdig ist, es zu tragen. So sagen sie.«

»Und das ist John Sinclair!«

»Genau.«

»Mehr weißt du nicht über das Kreuz?«

»Nein, kaum jemand weiß etwas. Selbst John Sinclair nicht. Er wird irgendwann einmal das Geheimnis erfahren, vorausgesetzt, er bleibt so lange noch am Leben. Du mußt dich vorsehen, komm ihm nicht noch einmal in die Quere, denn das Kreuz vernichtet auch dich.«

»Keine Sorge, Asmodis, ich habe gelernt. Durch das Kreuz habe ich drei Diener verloren. Es reicht. Jetzt bin ich an der Reihe.«

»Das hoffe ich!«

Wembley Stadion!

Der Heilige Rasen. Eine Legende, ein Wunschtraum aller Fußballer. Einmal in Wembley zu spielen, dafür hätte mancher Jahre seines Lebens gegeben. Schon als Kind träumt man davon, über den Rasen laufen zu können, umrahmt zu sein von 100 000 Zuschauern,

den Beifall zu hören und die königliche Familie in der Loge zu sehen.

Wenn die Engländer von Wembley sprechen, dann läuft ihnen ein Schauer der Andacht über den Rücken. Wer denkt nicht an die großen Cup Finals, die hier jedes Jahr ausgetragen werden? Wembley ist Fußball hoch drei.

Auch für mich war Wembley immer ein Traum. Ich hatte als Jugendlicher ebenfalls Fußball gespielt. Leider war ich nie so gut, daß man mich in die Auswahlmannschaften genommen hätte, die dann das Endspiel auf dem Heiligen Rasen austrugen.

Wembley blieb für mich ein Traum. Jetzt allerdings wurde die gewaltige Fußball-Arena zu einem Alptraum.

Wir waren schon in den Morgenstunden hergefahren und trafen bereits auf erste Schlachtenbummler aus Liverpool. Nachts waren sie mit dem Zug gekommen, hatten gebechert und waren entsprechend laut. Vor dem Stadion hockten sie auf dem Boden, abenteuerlich angezogen. Über ihre Winterkleidung hatten sie die Trikots der Liverpooler Mannschaft gestreift. Sie trugen Fahnen und hatten Schals um die Hälse geschlungen, natürlich auch in den Vereinsfarben.

Die Fahne des Gegners lag auf dem Boden. Vor Wut trampelten sie darauf herum und stimmten wilde Gesänge an. Die Liverpooler Schlachtenbummler waren ebenso berüchtigt wie die aus Glasgow. Schon oft hatte es Verletzte gegeben, wenn die Mannschaft aus der Stadt der Beatles spielte.

Wir hatten den Bentley in der Nähe der Eingänge geparkt, wo normalerweise kein Zuschauer sein Fahrzeug abstellen durfte. Sir James hatte darauf bestanden. Wenn es hart auf hart kam, wollten wir so rasch wie möglich starten können. Ich fuhr.

Geschlafen hatte ich schlecht, zudem nur zwei Stunden, und unter meinen Augen hatten sich Ringe in die Haut gegraben. Suko, der

neben mir saß, sah nicht besser aus. Sir James im Fond wirkte wie immer. Als die etwa hundert Schlachtenbummler den Silbergrauen sahen, begannen sie zu pfeifen, aber sie hielten sich zurück, und für die Bobbies auf den Pferden bestand kein Grund, einzugreifen. Der Bentley rollte aus, und wir verließen den Wagen. Sofort kamen zwei Uniformierte auf uns zu und fragten nach der Genehmigung, hier parken zu dürfen.

Sir James übernahm die Erklärung. Als die Polizisten erfuhren, wen sie vor sich hatten, standen sie stramm.

Der Superintendent nickte. Dann stellte er seine Fragen. »Wie viele Ihrer Kollegen sind aufgeboten?«

»Vier Hundertschaften.«

»Und das reicht?«

»Wir hoffen es, Sir.«

»Wann treffen normalerweise die ersten Zuschauer ein?« wollte Sir James wissen.

»Wenn man die der Gastmannschaft nicht mitzählt, in etwa einer Stunde, Sir.«

»Danke. Und achten Sie auf das Fahrzeug, damit es nicht beschädigt wird.«

»Selbstverständlich, Sir.«

Unser Chef kam zu uns. »Wir haben noch genügend Zeit, um uns das Stadion genau anzuschauen«, erklärte er. »Vor allen Dingen die unterirdischen Anlagen.«

»Daran hatte ich auch gedacht, Sir.«

Der Superintendent schaute mich an. »Versuchen Sie alles. Finden Sie die verdammten Schatten, bevor das Spiel angepfiffen wird. Es wird sonst die Hölle.«

»Ich weiß.«

Der Stadionverwalter hatte Bescheid bekommen, und wir sahen schon bald einen Mann im blauen Trainingsanzug auf uns

zuschlendern. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt, hatte eine sonnenbraune Haut und wirkte sehr sportlich. Sein schon weißgraues Haar lag auf seinem Kopf wie die Mähne eines Löwen.

»Sind Sie die Gentlemen vom Yard?« erkundigte er sich und blieb vor uns stehen.

Wir bejahten.

»Wenn Sie die Kabinen und die Anlagen unterhalb des Stadions besichtigen wollen, sind Sie noch rechtzeitig gekommen. Eine Stunde später wäre es schlecht gewesen.«

»Dann schließen Sie bitte auf«, verlangte Sir James. »Sicher.«

Der Mann ging vor. Wir folgten ihm und wurden vom Johlen der Liverpoolschlachtenbummler begleitet. Die Besitzer der Kioske öffneten ihre Läden und stellten Fahnen und zahlreiche andere Souvenirs, wie Wimpel, Sticker und Aufkleber nach draußen. Es war ein etwas trüber Tag. Ziemlich kalt, aber es regnete zum Glück nicht.

»Wie lautet eigentlich Ihr Name?« erkundigte sich Sir James, bevor der Mann ein Tor aufgeschlossen hatte.

»Slim Latimer.«

»Danke, Mr. Latimer.«

Das Tor quietschte. Es bestand aus Eisengittern, die bereits Rost angesetzt hatten. Wir gingen durch einen Torbogen, dann ein Stück geradeaus und befanden uns in der Arena.

Ich blieb stehen. Die Sekunden mußte ich mir gönnen, um das Ereignis auszukosten.

Der Rasen schimmerte in einem satten Grün. Noch heute hätte ich gern auf ihm gespielt. Strafraumbegrenzung und Mittelkreis leuchteten weiß. Der Wagen mit der Kreide war erst vor einigen Stunden über den Platz gefahren.

Gewaltig hoben sich die Ränge vom Boden ab. Noch waren sie leer. In einigen Stunden jedoch begann hier eine regelrechte Hölle. Dann würde jeder Platz besetzt sein und die Masse der Zuschauer

wie eine gewaltige Woge auf-und niederbranden.

Ein wirklich tolles Erlebnis.

Leider waren wir dienstlich hier. Ich konnte die Zeit auch nicht mehr zurückdrehen. Meine Jugend war nun mal vorbei und damit auch das Fußballspielen, obwohl es mir so manches Mal noch in den Füßen juckte.

»John, träumen Sie?«

Ich drehte mich um. »Ein wenig, Sir James.«

Unser Chef lächelte. »Sie hätten hier auch gern gespielt, nicht wahr?«

»Das ist wohl der Traum eines jeden ballspielenden Jungen. Ich mache da keine Ausnahme.«

»Denken Sie an die Schatten.«

»Selbstverständlich, Sir.«

Slim Latimer führte uns nach rechts. Wir schritten an den Tribünen mit der Ehrenloge entlang und erreichten etwa in deren Mitte den breiten Eingang zu den Kabinen und anderen Räumen, wo sich die Spieler und Offiziellen aufhalten konnten.

Das war eine kleine Stadt für sich. Ich schüttelte staunend den Kopf. Auch waren wir nicht die einzigen hier unten.

Es gab Leute, die zwar nicht unmittelbar mit dem Spiel etwas zu tun hatten, die jedoch trotzdem daran verdienten.

Kneipen, pubähnlich aufgezogen, Hot-Dog-Stände und Kioske mit Souvenirs, dies alles verteilt in einem sehr breiten Gang, der sich um die gesamte Länge der Tribüne hinzog.

Während der Halbzeit und vor dem Spiel würde es hier von Zuschauern wimmeln. Erster Bratenduft zog durch den Gang, als die Würstchen auf den Rost gelegt wurden.

Uns interessierten die Spielerkabinen, die Duschen, Sanitäts-und Massageräume. Sie befanden sich dort, wo auch die Einfahrt für Krankenwagen und Feuerwehr war.

Es gab mehrere Türen, die in die Kabinen führten. Bevor Slim Latimer die größte aufschloß, blieb er stehen und schaute uns an. »Was wollen Sie eigentlich hier? Hat es eine Bombendrohung gegeben?«

»Nein«, erwiderte ich.

»Was dann?«

»Schließen Sie auf!« verlangte Sir James.

»Bitte, bitte, man wird ja mal fragen dürfen. Nicht einmal Spilker wollte etwas sagen.«

»Ist auch besser so«, gab Sir James zurück.

In den Kabinen roch es wie früher in unseren alten Turnhallen. Ein wenig nach Dusche, Feuchtigkeit und Ausdünstungen. Die Räume waren alt. Wir sahen die langen Bänke, schauten in die einzelnen Duschräume hinein, warfen auch einen Blick in die Massagezimmer und stellten fest, daß alles ziemlich verwinkelt und unübersichtlich angelegt worden war.

»Wollen Sie mehr sehen?« erkundigt sich der Stadionwart, der uns führte.

»Gibt es denn noch etwas?« fragte sich.

»Ja, die Ruheräume.«

»Dann bitte.«

Sie waren erst kürzlich angelegt worden. Gepolsterte Bänke, ebensolche Stühle. Zwei Fernsehapparate und eine Hi-Fi-Anlage stachen uns ins Auge. Eine Mahagonitür führte in die Presserräume, die wir uns auch anschauten.

Die gediegene Einrichtung harmonierte mit der aus dem Ruheraum. Auch hier standen TV-Geräte, und es gab Anschlüsse für Mikrophone.

»Wo sitzen die Reporter?«

»Oben auf der Tribüne.«

»Und die Fernsehleute?«

»Sie stellen ihre Kameras auf dem Tribünendach auf«, erklärte mir Slim Latimer. »Befürchten Sie einen Anschlag?«

Ich schwieg mich aus.

»Ja, dann können wir wohl«, sagte Sir James und nickte uns zu. Wir verließen die Räume.

Der Gang hatte sich inzwischen zwar nicht gefüllt, allerdings liefen jetzt mehr Menschen umher. Offizielle, die irgendwie mit dem Spiel zu tun hatten.

Auch die beiden Pubs waren geöffnet, und als ich einen Blick durch den Notgang nach draußen und damit hinter das Stadion warf, sah ich die Menschen.

In der letzten halben Stunde hatte sich ihre Anzahl bestimmt vervielfacht. Da ertönten Trompeten, es wurde gesungen und jetzt schon eingeweicht.

Die Stimmung steigerte sich.

Noch waren die Mannschaften nicht eingetroffen, und auch von den Schatten hatten wir nichts entdeckt.

Dafür sah ich einen anderen. Es war Morgan Spilker, der in Begleitung einer blonden Frau - sie trug einen Nerzmantel - die Anlage betrat. Ich stieß Sir James an. »Da ist Spilker.«

Mein Chef sah ihn nicht mehr, da der Mann soeben einen Pub betreten hatte.

»Wollen Sie noch ein paar Worte mit ihm reden, Sir?«

»Das könnte ich machen.«

»Und wir schauen uns weiterhin um.«

Sir James Powell war einverstanden. Wir überprüften noch einmal unsere mitgebrachten Walkie-talkies und trennten uns vor dem Eingang zum Pub.

»Weißt du, was ich jetzt mache, John?« fragte mich mein chinesischer Freund und Kollege.

»Nein, aber du wirst es mir gleich sagen.«

»Klar. Ich esse ein Würstchen. Möchtest du auch eins?«

»Meinetwegen.«

Wir traten an den nächsten, schon umlagerten Stand, wo zwei Verkäufer wirbelten. Suko wollte die Würstchen kaufen. Ich stellte mich so hin, daß ich in den Gang hineinschauen konnte. Bisher war zwar nichts passiert, aber ich hatte ein ungutes Gefühl. Über dem Menschenwirrwarr und dem Stimmengeschnatter schien die gewaltige, unsichtbare Drohung der Schatten zu liegen.

Galuri, der Dämonen-Parasit, würde nicht aufgeben, dessen war ich mir sicher...

Sir James Powell bewegte sich normalerweise nur in seinen Clubs. Deshalb war ihm ein normaler Pub auch ziemlich fremd. Das merkte man ihm nicht an, er tat, als wäre es für ihn völlig normal, so ein Lokal zu betreten.

Es war ziemlich voll. Sir James sah nicht nur Männer, sondern auch Personen weiblichen Geschlechts. Vor Jahren, als er sich auch die Spiele angeschaut hatte, da war es überhaupt nicht möglich gewesen, daß Frauen zum Fußballplatz gingen. Die Zeiten hatten sich eben geändert. Heute feuerten die Frauen die Spieler mit an.

Spilker und seine Begleiterin entdeckte Sir James an der Theke. Mehrere Personen standen um die beiden herum, und Sir James hörte das Lachen der blonden Frau, was er mit einem Stirnrunzeln quittierte. Irgendwie paßte die Frau nicht zu einem Mann wie Morgan Spilker. Sir James nahm an, daß die beiden nicht verheiratet waren. Er fand noch einen Platz an der Mahagonitheke und bestellte ein dunkles Ale.

Der Keeper schob ihm den Krug rüber. Er war gut gefüllt. Ein paar Schaumblasen nur bewegten sich auf der Oberfläche. Sir James nahm einen kleinen Schluck.

Wieder lachte die Blondine. Auch die Männer stimmten in das

Lachen mit ein. Sie blieben nicht auf ihren Plätzen, sondern drehten sich und schlugen sich gegenseitig auf die Schenkel.

»Carrie ist heute wieder spitze«, hörte Sir James einen der Männer sagen.

Und Spilker meinte: »Ja, so ist sie eben.«

»Bist ein Glückspilz, Alter. Wenn ich da an deine Frau denke. Himmel, war das ein Besen.«

»Sogar einer mit Borsten«, erwiderte Spilker und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Plötzlich verstummte er. Seine Augen blieben zwar noch groß, doch der Mund klappte zu. Morgan Spilker hatte Sir James Powell entdeckt und ihn auch erkannt.

Der Superintendent, ein höflicher Mensch, nickte ihm grüßend zu. Spilker gab den Gruß zwar zurück, deutete jedoch durch sein Benehmen an, daß er es dabei nicht bleiben lassen wollte.

»Haben Sie Ihre beiden Supermänner nicht mitgebracht, Sir James?« rief er.

Dem Superintendenten war die Anrede unangenehm. Er hätte lieber still beobachtet. Jetzt war es geschehen, und nicht nur die Männer reagierten, sondern auch die Blondine.

»Ist das ein Bekannter von dir, Morgie?« flötete sie.

Spilker verzog das Gesicht. »Nicht ganz. Aber dieser Mann hat mich in der Nacht aus dem Bett geworfen.«

»Ach Gott, deshalb bin ich heute so frustriert!« rief Carrie erschrocken aus und ertotete abermals Gelächter.

Sir James runzelte die Stirn. Er hatte auf die erste Frage des Mannes noch keine Antwort gegeben und dachte auch nicht daran, sie präzise zu beantworten. Ihm war die Angelegenheit wirklich unangenehm, besonders als sich die Blondine von ihrem Platz löste und auf Sir James zuschlenderte. Sie hielt ein Longdrinkglas in der Rechten, in dem eine rote Flüssigkeit schwappte, als sie sich

bewegte. Ein bunter Strohalm lugte über den Rand, und den Pelzmantel hatte sie ebenfalls geöffnet. Darunter trug sie ein mehr als freizügiges rotes Kleid, dessen Ausschnitt einige Einblicke gewährte. Jetzt wußte Sir James auch den Grund, weshalb sich so viele Männer um sie gesellt hatten. Der hellrote Mund in dem geschminkten Puppengesicht verzog sich in die Breite. Es sollte wohl ein Lächeln darstellen, Sir James kam es ein wenig verunglückt vor.

Trotzdem blieb er höflich. »Sie wollten zu mir, Miß?«

»Ja, ich habe noch nie mit einem echten Sir gesprochen.«

»Das ist in der Tat außergewöhnlich.«

»Ach, Opa, sei nicht so förmlich.« Carrie stellte das Glas auf die Theke. Ihren Augen war anzusehen, daß sie schon einiges zu viel getrunken hatte. »Wir machen jetzt hier mal so richtig einen drauf. Es dauert noch, bis das Spiel beginnt...«

»Carrie!« Der Ruf klang zischend und scharf zur gleichen Zeit. Spilker hatte ihn ausgestoßen. »Komm zurück!«

Die Blondine drehte sich mit der Schwerfälligkeit einer Angetrunkenen.

»Hör doch auf, Morgie. Ich will...«

»Bitte!«

Sie nickte. »Gut, ich komme. Aber der nette Sir kann in unsere Runde eintreten.«

»Vielen Dank für das Angebot«, erwiderte Sir James, »aber ich möchte mein Bier doch lieber allein trinken.«

»Was?« kreischte Carrie. »Sie schlagen den Wunsch einer Dame aus?«

Ihre Augen rollten. »Das ist mir noch nie passiert. Auch wenn Sie ein Sir sind, so...«

Der Griff auf ihre rechte Schulter war so hart, daß sie erschreckt den Mund zuklappte. Spilker hatte zugefaßt. Er drehte sie herum und

schickte sie auf ihren Platz. Fast wäre sie noch gestolpert, zwei Männer fingen sie auf.

Spilker wandte sich an Sir James. »Entschuldigen Sie bitte, aber meine Freundin hat ein wenig zu viel getrunken.«

»Ja, man sieht es.«

Auch Spilker stellte seinen Krug ab. »Und? Was hat es bei Ihnen gegeben?«

»Well«, sagte Sir Powell und trank einen Schluck, bevor er diplomatisch antwortete: »Wir bleiben am Ball.«

Spilkers Lächeln fiel spöttisch aus. »Das ist die Redewendung der Politiker, wenn sie nicht weiterwissen.«

»Ich bin kein Politiker, Mr. Spilker.«

»Das stimmt allerdings.« Der Mann drehte sich. »Und wo stecken Ihre beiden Supermänner?«

»Diesen Ausdruck habe ich nie gebraucht und werde ihn auch nie gebrauchen. Sie haben ihn geprägt. Oberinspektor Sinclair und sein Kollege Suko versuchen, dem Phänomen auf die Spur zu kommen. Ich bin davon überzeugt, daß sie es schaffen.«

»Als ihr Chef müssen Sie das. Ich habe eine andere Meinung.«

»Das steht Ihnen frei.«

»Wissen Sie was, Sir James?« Spilker legte seine Hand auf die Schulter des Superintendenten. »Ich wette mit Ihnen, daß Sie einen Sturm im Wasserglas verursacht haben.«

Ernst schaute Sir James sein Gegenüber an. »Was ich Ihnen antworte, ist mehr ehrliche Meinung. Ich hoffe, Mr. Spilker, daß Sie recht mit Ihrer Vermutung behalten.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, keinesfalls. Sollte sich unser Verdacht bewahrheiten, käme es zu einem Chaos, wie es London seit dem Ende des Krieges wohl noch nicht erlebt hat.«

Die Worte waren beeindruckend gesprochen. Sie verfehlten ihre

Wirkung nicht. Spilker schwieg und starrte seine Schuhspitzen an, während hinter ihm seine Freundin abermals in einen wahren Gelächtersturm ausbrach. Sir James spürte, wie etwas Kaltes an ihm vorbeistrich. Ein Luftzug, der durch die Tür fuhr, konnte dieses Gefühl verursacht haben. Aber auch etwas anderes. Zu gut erinnerte sich der Superintendent an die Berichte seines Oberinspektors.

Wenn die kaum sichtbaren Schatten angriffen, kündigten sie das durch Kälte an.

Wie bei ihm.

Aber der Schatten war vorbeigehuscht. Sir James hob den Blick. Er schaute genau auf Carrie, die sich etwas zurückgebeugt hatte, in dieser Haltung plötzlich stehenblieb und ihren Arm ausstreckte, um den golden schimmernden Handlauf zu umfassen. Sie bekam ihre Finger soeben noch darum, dann sah der Superintendent den feinen grünen Schatten, der über dem Körper der Frau wie eine zweite Haut lag.

Carrie rieß den Mund auf.

Ein markerschütternder Angstschrei drang über ihre Lippen und hallte bis nach draußen...

Mir schmeckte die Wurst nicht. Das lag nicht an den Bratkünsten der Verkäufer, sondern an den Umständen. Die Gefahr war zwar nicht zu sehen, aber ich spürte sie. Im Laufe der Zeit hatte ich ein Gefühl für so etwas bekommen, und daß sich die Schatten so eine günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, lag auf der Hand. Wo fanden sie schon Menschen, die dicht beieinanderstanden und dazu wehrlos waren?

Zur Hälfte hatte ich die Wurst vertilgt, als Suko seinen Pappteller bereits in den blauen Plastikeimer geworfen hatte. Ich warf meinen nebst Wurst hinterher.

»Schmeckt es dir nicht?« fragte mein Freund.

Ich bedachte ihn mit einem schiefen Blick. »Hat es dir etwa geschmeckt?«

»Wenn du so fragst, nein.«

»Und warum hast du die Wurst gegessen?«

»Weil sie bezahlt war.«

»Stimmt auch wieder.«

Wir gingen ein paar Schritte zur Seite, weil immer mehr Hungrige an die Wurstbude drängten. Auch der zweite Stand war inzwischen belagert. Die Verkäufer standen unter Dauerstreß.

Ich schaute mich um.

Menschen über Menschen. Inzwischen hatten sich die ersten Ränge gefüllt. Aus dem Stadion hörten wir das schrille Geräusch der Trompeten und Signalhörner. Dazwischen brandeten erste Gesänge wie gewaltige Wogen durch die traditionsreiche Stätte.

Dann gab es noch einmal Aufregung. Zwei Busse mit Spielern und Betreuern fuhren zur gleichen Zeit an. Polizisten sperrten die unmittelbare Umgebung der Fahrzeuge ab, um die Spieler vor allzu neugierigen Fans zu schützen.

Ungehindert konnten die Männer aussteigen. Geduckt liefen sie davon. Blitzlichter überschwemmten sie. Mikrophone wurden ihnen hingehalten. Die Fußballer gaben keine Kommentare.

Wenig später waren sie in ihren Kabinen verschwunden. Zwei Polizisten nahmen davor Aufstellung. Die Männer hatten Schultern wie Kleiderschränke.

Schieds-und Linienrichter erschienen. Sie waren schon umgezogen, gingen den Gang zum Spielfeld durch und prüften noch einmal den Heiligen Rasen.

Es mußte eben alles seine Ordnung haben.

»Hier ist wirklich was los«, sagte Suko.

Ich nickte zu seinen Worten. »Und die Schatten können sich die Opfer aussuchen.«

»Was macht dich eigentlich so sicher, daß sie auch am Tage angreifen?« fragte der Chineser.

»Mir hat keiner gesagt, daß sie nur nachts aktiv sind.«

»Sollen wir einen Rundgang machen?«

Seine Mundwinkel verzogen sich. »Ich weiß nicht, ob das Zweck hat, unter Umständen können wir uns teilen. Durch das Walkie-talkie bleiben wir in Verbindung.«

»Aber geh mir nicht verloren«, sagte Suko.

»Keine Sorge, ich bleibe dir noch erhalten. Treffpunkt wieder an dieser Stelle.«

Damit war Suko einverstanden. Er drehte nach links ab, ich nahm die andere Richtung.

Es war wirklich Zufall, daß ich mich dorthin bewegte, wo auch der Pub lag, in dem Sir James verschwunden war. Ich warf einen Blick auf den Eingang, wo die Tür offenstand und stellte fest, daß es dort kaum ein Durchkommen gab. Sogar vor dem Pub standen die Gäste und hielten ihre gefüllten Krüge.

Natürlich drehten sich sämtliche Gespräche nur um das bevorstehende Spiel. Es war ein Pokalspiel, und die meisten Sachverständigen gaben dem Verein aus Liverpool die größeren Chancen.

»Die haben viel mehr Routine«, hörte ich jemanden sagen.

»Und die besseren Leute«, fügte ein anderer hinzu. »Genau.«

So aufschlußreich diese Fachsimpeleien auch waren, ich vergaß trotzdem nicht den Grund meines eigentlichen Kommens, und dann wurde ich mit aller Deutlichkeit an meinen Job erinnert, denn aus dem Pub drang der gänsehauterzeugende Schrei einer Frau...

Mit eigenen Augen sah Sir James Powell, wie gefährlich diese Schatten waren.

Carrie, die Blondine, stand noch immer auf dem Fleck. Ihr Schrei

war so rasch verklungen, wie er aufgebrandet war. Die in ihrer Nähe Stehenden waren zur Seite gespritzt, soweit es der Platz zuließ. Sie starrten die Frau aus großen Augen an.

Spilker rührte sich nicht. Wie festgeleimt stand er neben Sir James. Beide sahen, daß sich die Blondine nicht mehr auf den Beiden halten konnte und langsam nach hinten kippte, wobei der grüne Schatten sie weiterhin umhüllte.

Jemand fing sie auf, und der Mann schrie im gleichen Augenblick: »Die ist ja ganz kalt!« Dann ließ er los. Schwer schlug die Blondine hin. Drei weitere Leute wollten ihr helfen, doch da reagierte Sir James.

»Bleiben Sie weg!« brüllte er mit wahrer Stentorstimme. »Sie können ihr nicht helfen. Sie werden auch getötet!«

Seine Worte zeigten tatsächlich Erfolg. Die Männer zögerten, während der Schatten über der Frau vibrierte, und Sir James stellte mit Entsetzen fest, daß sich unter der Brust, etwa in Herzhöhe, die Haut bewegte. Jetzt nahmen sie ihr das Herz!

Es kostete den Superintendenten ungeheure Mühe, ruhig zu bleiben. Am liebsten hätte er nach John Sinclair geschrien, statt dessen blieb er wie die anderen stehen und schaute auf die Frau, deren Leben längst verloschen war.

Dafür entstand ein anderes, ein dämonisches, schreckliches Leben. Während die Haut der blonden Frau eine aschgraue Farbe annahm, stieg ein schemenhaftes Etwas aus ihrem Körper.

Ein zweiter Schatten war entstanden!

Der Dämonen-Parasit hatte wieder einen Diener mehr!

Die Schatten hatten zugeschlagen!

Eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht. Weshalb sollte die Frau so geschrien haben?

Ich mußte ihr helfen.

An eine Benachrichtigung meines Freundes Suko dachte ich in diesem Augenblick nicht. Das hätte nur Zeit gekostet, und die hatte ich wirklich nicht.

Der Weg zum Pubeingang war durch zahlreiche Menschen versperrt. Es liefen noch mehr hinzu, denn nicht nur ich hatte den Schrei vernommen, auch die anderen. Und Neugierde gehört zu den Triebkräften der Menschen. Alle wollten nachschauen, was geschehen war. Ich mußte mir den Weg förmlich freikämpfen. Dabei setzte ich die Fäuste und Ellbogen ein, Rücksicht war in diesen Momenten fehl am Platz.

»Polizei, lassen Sie mich durch! Machen Sie Platz, bitte!« Vielleicht nutzten die Worte etwas, und ich bekam tatsächlich freien Zugang zum Eingang.

Einmal stand ein Hüne vor mir. Ihn mußte ich förmlich aus dem Weg schaufeln, dann endlich konnte ich das Lokal betreten. Fast wäre ich noch über ein ausgestrecktes Bein gefallen, schließlich überwand ich die Schwelle und sah, daß sich das Entsetzliche in Nähe der Theke abgespielt haben mußte. Dort ballten sich die Zuschauer. Ich hörte erregte Stimmen und verstand meinen Chef, wie er befahl: »Um Himmels willen, treten Sie zurück! Weg hier!«

Keiner hörte auf ihn.

Ich brauchte es nicht erst zu sehen, denn ich wußte auch so, was geschehen war.

Die Schatten hatten zugeschlagen!

Mit der linken Hand räumte ich Gäste aus dem Weg, mit der rechten holte ich mein Kreuz hervor. Es war die einzige Waffe, die jetzt noch helfen konnte.

»Sir James!« schrie ich.

Der Superintendent drehte sich um. Hinter seinen dicken Brillengläsern wurden die Augen groß.

»John, die Schatten! Beeilen Sie sich!«

Da hatte er wirklich nicht unrecht. Ein Opfer hatten sich die Schatten bereits geholt. Ich sah neben der Fußstange der Theke eine blondhaarige Frau am Boden. Ihre Haut war grau. Genau der Beweis, daß der Schatten es bereits geschafft hatte. Dasselbe Phänomen hatte ich bei Timmy Blake, dem Jungen, erlebt. Und noch etwas erinnerte mich an Timmys Tod. Über der Frau schwebte ein grüner Schatten. Ihr Schatten!

Noch hatte er sich kein Opfer geholt, die grausame Kettenreaktion war nicht in Gang gebracht worden, aber der Schatten drehte sich bereits wie ein Wirbel, um nach einem ersten Opfer Ausschau zu halten. Davon gab es genug.

Mich trennten noch drei Schritte. Diese Distanz überwand ich mit einem gewaltigen Satz, und der tödliche Schatten sah, daß ich auf ihn zuflog. Meinen rechten Arm hatte ich weit ausgestreckt. Ich wollte, daß mein Kreuz den Schatten so rasch wie möglich berührte, damit er nicht morden konnte.

Das Kruzifix drang in den Schatten ein.

Den geisterhaft klingenden Schrei kannte ich schon. Aber die Gäste nicht. Ich merkte, wie sich die Menschen in meiner Nähe zusammenduckten, und manch einem rann eine Gänsehaut über den Körper, denn dieser Schrei war unnatürlich und erinnerte an den eines geisterhaften Mediums, daß sich in die Sphären der Jenseitswelt zurückzieht. Mein Kreuz funkte auf. Ich hörte das Knistern, etwas leister als das Geräusch, das entsteht, wenn ein Magnesiumstab abbrennt. Der Schatten reagierte. Er hatte der Kraft des geweihten Kreuzes nichts entgegenzusetzen. Als der Schrei wie ein fernes Echo verweht war, zog sich der Schatten zusammen, wurde zu einem teerartigen Klumpen und fiel zu Boden.

Dort blieb er liegen.

Ich behielt das Kreuz in der Hand und warf gleichzeitig einen Blick auf die Frau.

Ihre Haut veränderte sich. Die graue Farbe verschwand. Dafür wurde sie bleich. Wie ein normaler Toter eben aussieht. Neben ihr ging ich in die Knie und fühlte dort nach, wo das Herz schlägt.

Da war nichts mehr...

Wie bei Timmy Blake. Der Schatten hatte ihr das Herz geraubt und den Dämon namens Galuri damit gestärkt. So sahen die grausamen Tatsachen aus.

Die Stimme des Morgan Spilker drang an meine Ohren. »Carrie!« flüsterte er. »Mein Gott, Carrie... ich... sie ist... sie ist...«

»Bleiben Sie ruhig, Mr. Spilker«, sagte Sir James Powell. »Carrie ist tot.«

»Das sind Sie schuld. Nur Sie!« brüllte er und drehte sich um, wobei er den Arm hob, um Sir James niederzuschlagen.

»Spilker!«

Seinen Namen peitschte ich förmlich über meine Lippen. Der Mann hörte ihn auch, drehte sich um und schaute mich an.

»Du!« stöhnte er. »Du verdammter Hund. Du bist...«

Er sprach nicht mehr weiter, sondern griff mich frontal an. Seine rechte Faust rammte nach vorn, sie war auf mein Gesicht gezielt, ich hob blitzschnell den Arm und ließ die Faust in meine offene Handfläche klatschen. Es war die linke, weil ich mit der rechten nach wie vor mein Kreuz festhielt.

»Hören Sie auf!«

Meine Warnung fruchtete nicht. Er wollte die Entscheidung. Die fiel auch. Allerdings zu meinen Gunsten, denn dem Konterschlag hatte er nichts entgegenzusetzen. Sein Kopf flog in den Nacken, er krachte gegen die Theke und brach zusammen.

Augenglicklich nahmen die Umstehenden eine drohende Haltung ein. Ihre Nerven standen unter Hochspannung, der unheimliche Vorgang hatte sie aufgeputscht, und ich mußte wirklich etwas tun. Das übernahm Sir James. Seine Stimme hallte durch das Lokal.

»Bitte behalten Sie die Ruhe. Wir sind von der Polizei. Sie brauchen sich erst gar nicht weiter zu bemühen. Mein Name ist Powell, ich bin Superintendent, und der Gentleman dort ist Oberinspektor Sinclair.« Ich bewunderte meinen Chef, der in dieser Streßsituation die Nerven behielt und ruhig sprach.

An der Tür entstand Bewegung. Ich sah Uniformen. Vier Polizisten bahnten sich ihren Weg zu uns. Als die Männer Sir James erkannten, entspannten sie sich.

»Sorgen Sie dafür, daß die Tote weggebracht wird. Alles andere erledige ich.«

»Jawohl, Sir!«

Der Superintendent winkte mir zu. Ich verstand das Zeichen und ging zu ihm.

»Den Schatten haben Sie nicht erwischt!« stellte er fest. »Die Zahl der Gegner ist also gleich geblieben.«

»Wir wollen es hoffen, Sir!«

»Ich weiß, was Sie denken, John. In der Zwischenzeit kann sich der Schatten schon ein anderes Opfer gesucht haben. Es ist mehr als schlimm.« Mit dem Handrücken wischte sich Sir James über die Stirn.

»Wir wissen nun effektiv, daß es kein Bluff dieses Dämonen-Parasiten war! Und wenn ich daran denke, was passieren kann, wenn das Spiel erst einmal begonnen hat und die Schatten dann zuschlagen...« Er schüttelte den Kopf. »Eine Katastrophe, John...«

»Ich werde versuchen, sie zu verhindern.«

»Und wo befindet sich Suko?«

»Ich hole ihn.« Die Worte hatte ich kaum ausgesprochen, als ich mein Walkie-talkie aus der Tasche nahm. Ein Knopfdruck, es war angestellt. Sehr dicht führte ich es an die Lippen.

»Hier John. Bitte melde dich, Suko.«

Ich schaltete auf Empfang. Es rührte sich nichts. Keine Reaktion

von Seiten des Chinesen.

Noch einmal versuchte ich es, während die Polizisten die Tote an uns vorbeitragten. Zahlreiche Blicke begleiteten die Männer mit ihrer schaurigen Fracht.

Im Stadion tobte bereits die Hölle. Schlachtenbummler-Gesänge hallten von den Rängen und pflanzten sich wie ein gewaltiger Sturmwind fort. Auch beim dritten Versuch bekam ich keine Antwort.

»Sie sind weiß wie ein Bettuch«, stellte Sir James fest. »Drehen Sie jetzt nicht durch, John. Suchen Sie ihn...«

»Verdammt, das mache ich auch!« Mit rudernden Armen bahnte ich mir einen Weg.

Ich hatte plötzlich große Angst...

Wieder die Schmerzen!

Galuri, der Dämonen-Parasit, stöhnte auf. Soeben hatte er ein weiteres Herz bekommen. Wie aus dem Nichts hatte es sich in seinem schrecklichen Körper materialisiert, es schlug die ersten Takte, und er fühlte einen Kraftstrom. Die grüne Haut pulsierte und vibrierte. Dann war es vorbei.

Galuri jaulte auf, er krümmte sich und mußte mit ansehen, wie das Herz verschwand.

Zwei blieben übrig. Eins, das letzte, war getötet worden. Und dafür kam nur einer in Frage.

John Sinclair!

Er war hier. Ganz in der Nähe mußte er lauern, und schon sah Galuri eine huschende Bewegung.

Der zweite Schatten war da. Ihn hatte der Dämonen-Parasit ausgesickt, um sich ein Opfer zu holen. Fast hätte er es geschafft. Ein neuer Diener war entstanden, ein neuer Schatten, doch er starb so schnell, wie er gelebt hatte.

Nur für den Augenblick.

›Er ist da!‹ vernahm Galuri den gedanklichen Ruf seines Dieners.

›Der Geisterjäger?‹

›Ja!‹

›Wo steckt er?‹

›In den Gängen!‹

›Ist er allein?‹

›Nein. Da ist der andere bei ihm. Derjenige, der auch in das Zimmer gekommen ist!‹

›Gut. Dann werden wir ihn locken. Den anderen und den Geisterjäger. Ich kann keine Rücksicht mehr nehmen. Wir werden uns zuerst auf die beiden konzentrieren und uns anschließend die Menschen vornehmen. Hast du mich verstanden?‹

›Ja!‹ ertönte es zweimal.

›Und wo?‹ lautete die nächste Frage.

Jetzt erklang ein leises Lachen. Danach erst die Antwort. ›Dort, wo es alle sehen können. Wo Tausende zuschauen. Mitten auf dem Fußballfeld!‹

Es roch nach Urin und einem scharfen Desinfektionsmittel. Und Suko hörte die klirrenden Geräusche der Fahrradketten, als die Rocker sie lässig kreisen ließen.

Suko hatte seine Aufgabe sehr ernstgenommen und auch die Toilettenräume durchsucht, die vergessen worden waren. In jeder Ecke schaut er nach, da waren plötzlich die vier Rocker hereingekommen, sahen Suko, und da er nicht zur weißen Rasse gehörte, wollten sie ihren Spaß mit ihm haben.

Es waren Fans aus Liverpool. Junge Burschen, leider angetrunken und deshalb noch gefährlicher.

Der Toilettenraum war sehr groß. Es herrschte viel Betrieb, doch niemand kümmerte sich um die Rocker und den vor ihnen stehenden

Chinesen. Die vier verbauten Suko den Rückweg.

Suko hatte wirklich keine Lust, sich auf eine Prügelei einzulassen, deshalb fragte er sehr höflich: »Darf ich bitte vorbeigehen?«

»Das kostet aber Wegegeld.« Der Knabe sprach so einen Slang, daß Suko ihn kaum verstehen konnte.

»Ich möchte das Spiel sehen, ihr wollt es euch auch anschauen. Warum laßt ihr mich nicht?«

»Weil Chinks nicht auf den Platz gehören!«

Das war sehr deutlich. Spätestens jetzt wurde ihm klar, daß er an einer Auseinandersetzung nicht vorbeikam. Es gab natürlich genügend Zeugen, doch die hatten Angst, ebenfalls in die Mangel genommen zu werden. So stand Suko allein.

Und die Zeit drängte.

»Komm doch, Chink!« lockte der Sprecher, und die anderen grinsten.

»Wir werden dir eine kleine Abreibung verpassen, und dann kannst du dir die Schau im Fernsehen ansehen.«

Er lachte - und schlug zu.

Bei einem Normalbürger hätte er getroffen. Nicht bei Suko, dessen Reaktionsschnelligkeit wirklich außergewöhnlich war. Er zuckte zur Seite, die Kette traf ihn zwar, doch sie schlug links in Höhe der Tasche gegen seine Jacke, wo sich auch das Sprech gerät befand. Es zerknackte mit einem häßlichen Geräusch.

Suko konterte. Nicht mit den Fäusten, wie vielleicht jeder der vier gedachte hatte. Ein Sprung, beide Beine flogen in die Höhe, und die Füße trafen so wuchtig, daß zwei Rocker nach jeweils verschiedenen Seiten weggeschleudert wurden.

Einer krachte gegen die Wand, der zweite rutschte über den Boden und blieb stöhnend vor der Rinne liegen, wo einige Männer standen. Bei der zweiten Attacke nahm Suko seine Fäuste.

Den Schläger erwischte es zuerst. Wie ein gefälltter Baum fiel er

um. Sein Kumpan bekam Sukos Handkante zu spüren und verabschiedete sich ebenfalls für eine Weile.

»Ich hoffe, das reicht euch als Lehre«, sagte Suko zu den beiden, die noch bei Bewußtsein waren.

Die erwiderten nichts. Sie hatten genug mit sich selbst zu tun. Zeugen kommentierten den Vorgang.

»Endlich mal einer, der mit dem Pack aufräumt.«

»Die hätten noch mehr kriegen müssen.«

Suko kümmerte sich nicht um diese Kommentare. Für ihn waren die Kerle Feiglinge. Wenn die Rocker ihn zusammengeschlagen hätten, wäre eine Hilfe von ihrer Seite ausgeblieben.

Auch den Rockern half niemand auf die Beine. Sie würden von den Schlägen nicht sterben, denn die Kerle waren härtere Sachen gewohnt. Suko hatte nur mit gebremstem Schaum zugeschlagen.

Die Toilette war ziemlich groß. Der Chinese ging an den Kabinen vorbei, und bewegte sich auf den Ausgang zu. Er mußte unbedingt mit John Sinclair Verbindung aufnehmen. Über Funk ging dies nicht mehr. Sein Walkie-talkie war durch den Hieb zerstört worden, also mußte er den Geisterjäger ohne technische Hilfe finden.

Der Zweck seines eigentlichen Besuches hier auf den Toilettenanlagen war nicht erfüllt. Suko hatte von den geheimnisvollen Schatten keine Spur gesehen.

Durch Klapptüren konnte man die sanitäre Anlage betreten. Die beiden Hälften waren in ständiger Bewegung. Menschen kamen und gingen. Alle beeilten sich, man sah ihnen die Spannung und die Hast an. Das Spiel würde bald beginnen.

Suko schaute nicht nur auf die Menschen, sein Blick glitt auch an die Decke oder tauchte in die Ecken sowie Winkel. Überall konnten sich die Schatten versteckt haben und lauern.

Ebensogut kamen für die Wesen auch die Gebiete um das Stadion in Frage. Sie brauchten sich gar nicht zu verstecken, sondern konnten in

der Luft bleiben. Wer achtete schon auf einen kaum zu erkennenden grünen Schatten?

Und das war das Schlimme.

Überhaupt fand Suko keinen Gefallen an dieser ungleichen Jagd. Sie war gegen Wesen gerichtet, die auf eine ungeheuerliche Art und Weise existierten. Physikalisch nicht erklärbar, als Schatten dreidimensional zu sein, wobei sie durch Wände und Mauern spazieren konnten. Suko verließ die Toilettenanlagen. Eine breite Treppe führte hoch zum Gang hinter dem gewaltigen Tribünenkomplex. Es zog wie Hechtsuppe. Vom Stadion her war der Lärm zu hören. Wie ein nie abbreißendes Brausen lag er in der Luft.

Die Fans waren schon in Form.

Unter der Decke brannten trübe Lampen. Schmutzige, gelbe Fliesen bedeckten die Wände. Einige von ihnen waren mit irgendwelchen Sprüchen und Parolen vollgeschmiert.

Als Suko die Treppe hinter sich gelassen hatte und wieder im Gang stand, hatte sich dieser noch mehr gefüllt. Die Menschen, die hier herumstanden, würden erst kurz vor Spielbeginn ihre Plätze einnehmen. Momentan wurde noch diskutiert und getrunken.

Da bestand für den Chinesen wirklich kein normales Durchkommen mehr. Er mußte sich seinen Weg regelrecht bahnen.

Entfernt glaubte er, einen Schrei gehört zu haben. Da jedoch dicht hinter ihm jemand in seine Jahrmarkttrumpete blies und einen schauerlichen Ton erzeugte, konnte sich Suko auch getäuscht haben. Er ließ den Mann vorbei, der stolz seine Trompete schwang und einen Hut in den Vereinsfarben von Westham United trug.

Suko schüttelte den Kopf. Über so viel Fanbegeisterung konnte er nur staunen. Überhaupt machte er sich nicht viel aus Fußball, im Gegensatz zu John Sinclair. Der ließ, wenn es eben ging, kein Spiel aus. Leider war der Dienst zu unregelmäßig, so daß John manchen Knüller verpaßte. Auch dieses Spiel war als Knüller angesagt

worden. Die Zeitungen hatten darüber geschrieben, es schon im voraus analysiert, und ein Schreiber wußte besser Bescheid als der andere. Anschließend war der Leser ebenso schlau wie zuvor.

Suko dachte daran und hielt gleichzeitig die Augen offen. Im Strom der Menschen ließ er sich in Richtung Mittelgang treiben. Hin und wieder zweigten die Aufgänge zu den Tribünenblocks ab. Dann verließen wieder einige Menschen den Strom. Dafür kamen andere hinzu, so blieb das Gleichgewicht gewahrt.

Wo steckten sie Schatten?

Suko suchte sie verzweifelt. Er dachte auch nicht daran, daß er praktisch waffenlos war und gegen sie nicht ankam, ihm ging es nur um die Menschen, die in einer ungeheuren Gefahr schwebten. Es war wirklich einer der seltsamsten Fälle, die Suko erlebt hatte. Er kämpfte gegen Feinde, die plötzlich da waren, ohne ihr Kommen zuvor anzukündigen. Und dann schlugen sie zu. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie raubten den Menschen ihr Leben, machten sie selbst zu Schatten und führten Galuri, dem Dämonen-Parasiten, die Herzen zu. Dann traf es Suko wie ein Peitschenhieb!

Er hatte einen Schatten entdeckt.

Nicht vor oder neben sich, wo die zahlreichen Menschen hergingen, sondern unter der Decke. Zum Glück hatte der Chinese in alle Richtungen geschaut. Die Decke war irgendwann mal weiß gewesen, nun besaß sie einen dunkleren Grauschimmer. Auch klebten große Flecken darunter. Nur war sie allgemein nicht so dunkel wie der grüne Schatten.

Der Chinese blieb stehen.

Zwei hinter ihm gehende Männer liefen auf, weil sie damit nicht gerechnet hatten. Sie schimpften und drückten sich an Suko vorbei. Er bewegte sich ein wenig zu Seite, um an die Wand des Ganges zu kommen. Das war bei diesem Betrieb wirklich nicht einfach, vor allen Dingen deshalb, weil er seinen Kopf leicht in den Nacken

gelegt hatte, um den Schatten nicht aus den Augen zu lassen.

Einmal stolperte Suko, er fing sich allerdings, entschuldigte sich und schaute weiter.

Der Schatten blieb.

Suko ärgerte sich noch mehr, daß sein Walkie-talkie zerstört worden war. Johns Hilfe wäre jetzt vonnöten gewesen, denn er besaß als einziger das Mittel, mit dem er die Schatten besiegen konnte. Der Inspektor schaute nach rechts. Dort glaubte er, die Uniformen einiger Polizisten zu sehen. Sie gingen in die Richtung, wo auch der leise Schrei aufgeklungen war.

Suko befand sich in einer Zwickmühle. Sollte er weitergehen oder den Schatten beobachten?

Die Entscheidung traf nicht er, sondern der an der Decke flirrende Schatten.

Er wanderte.

Ein winziges Zucken, dann setzte er sich in die Richtung in Bewegung, wo der Hauptgang zum Spielfeld lag. Und er glitt nicht schnell, sondern so, daß Suko ihm folgen konnte. Der Chinese hatte das Gefühl, als wüßte der Schatten sehr wohl, daß er unter Beobachtung stand. Auch Suko blieb nicht stehen. Er spürte, wie die Spannung in ihm stieg. Das Gefühl sagte dem Chinesen, daß eine Entscheidung dicht bevorstand. Nicht mehr lange, dann würden die Schatten zuschlagen. Immer näher kam Suko dem großen Mittelgang. Reporter kreuzten seinen Weg. Schußbereit hielten sie ihre Kameras. Es dauerte nicht mehr lange, dann würden die Spieler einlaufen.

Vielleicht noch zwanzig Minuten bis zum Spielbeginn. Auf einmal drängt die Zeit. Wenn es nicht gelang, die Schatten bis zum Anpfiff auszuschalten, würden sie eiskalt zuschlagen. Das wußte Suko, und das wußte auch John Sinclair.

Der Chinese versuchte verzweifelt, seinen Partner zu finden, doch von John sah er keine Spur. Es herrschte auch zuviel Betrieb um ihn

herum. Man sah nur Merl sehen und Köpfe, die sich reckten, weil jeder irgendeinen Blick erhaschen wollte.

Der Schatten bewegte sich nun schneller. Er hatte auch seine Gestalt verändert. War schmaler geworden und huschte plötzlich in den breiten Seiteneingang hinein, der zwischen zwei Tribünenkomplexen zum Spielfeld führte.

Suko sah ihn nicht mehr.

Aber er wußte genau, was dieser gefährlicher Gegner vorhatte. Daran wollte der Chinese ihn hindern...

Es hatte keinen Zweck zu rufen. Suko würde mich bei diesem Betrieb doch nicht hören.

Sir James Powell war zurückgeblieben. Ich hatte noch mitbekommen, daß er nach dem zuständigen Einsatzleiter verlangte. Vielleicht zeigte dieser Mann mehr Verständnis für die Probleme als Morgan Spilker. Ein Opfer hatten die Schatten gefunden. Einen Schatten selbst hatte ich nicht töten können, wohl aber den des Opfers, deshalb verbuchte ich nur einen Teilerfolg.

Wo befand sich Suko?

Um mich herum schwirrten die Stimmen. Die Spannung hatte zugenommen. Das war zu spüren. Es dauerte nur noch zwanzig Minuten, bis der Schiedsrichter das Spiel anpfiff.

Und wir waren noch immer nicht weitergekommen.

Bewegen konnte ich mich kaum. Wie die anderen Menschen und Zuschauer war ich eingekeilt. Letzte Wetten wurden abgeschlossen. Reporter stellten Fragen, sobald sie einen Offiziellen der beiden Mannschaften entdeckt hatten.

Auch mich sah man.

Es gab nicht wenige Reporter, die mich kannten. Ich wurde angesprochen. »Sinclair, Mensch, sind Sie privat hier?«

»Natürlich.«

»Das glaube ich nicht«, sagte der Mann. »Sie hingen doch in der Sache mit drin, die in dem Pub passiert ist.«

»Lassen Sie mich in Ruhe.«

Als der Reporter seine Hand trotzdem auf meine Schulter legen wollte, schüttelte ich sie ab und schaute den Mann so scharf an, daß er hastig einen Rückzieher machte.

»Schon gut«, sagte er, »schon gut...«

Ich spielte schon mit dem Gedanken, Suko ausrufen zu lassen, als ich ihn sah.

Für einen Moment nur erkannte ich seine Gestalt und das Gesicht, dann schoben sich Menschen dazwischen. Der Ruf erstickte mir in der Kehle. Doch ich hatte gesehen, in welche Richtung sich mein Freund und Kollege bewegte.

Er wollte zum Spielfeldausgang.

Hatte er etwas gesehen?

Es war wirklich unnötig, sich mit derlei Fragen zu belasten, ich mußte selbst feststellen, was geschehen war. Also nahm ich den gleichen Weg, den auch Suko gegangen war.

Ich kämpfte gegen eine Wand an. Eine Wand aus Menschen, die sich in Nähe des Gangs drängten, denn jeder wollte sehen, wenn die Mannschaften die Kabinen verließen und auf das Spielfeld liefen. Das war mehr als schlecht, denn für uns zählte jede Sekunde. Abermals mußte ich meine Fäuste und auch die Ellenbogen einsetzen. Das geweihte Kreuz hatte ich in meine Hosentaschen gesteckt, damit ich es schnell hervorholen konnte, wenn es darauf ankam. Am Ende des Ganges stand eine Kette von Polizisten. Sie wollten keinen durchlassen, und ich sah, daß Suko von den Uniformierten aufgehalten worden war.

Er diskutierte mit ihnen und deutete auf das Spielfeld. Ich verstand!

Höchstwahrscheinlich hatte Suko einen Schatten entdeckt, ihn verfolgt und gesehen, daß der Schatten den inneren Bereich des

Stadions verlassen und sich das Spielfeld ausgesucht hatte.

Es war alles vorbereitet.

Wenn das Spiel lief, würden die Schatten zuschlagen und sich bestimmt die einzelnen Akteure vornehmen. Mein Gott, welch ein Grauen!

Das Spiel würde zu einem Höllensturm entarten. Wie sollte ich da noch etwas gegen tun.

Mein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Der Magen drückte, mir war regelrecht schlecht vor Angst, und auf meiner Stirn lag der kalte Schweiß. Noch heftiger kämpfte ich mich auf den Absperring vor und erreichte endlich die Polizisten.

Da entdeckte mich Suko.

»John!« rief er, »verflucht, die stellen sich hier stur.« Mein Freund hielt seinen Ausweis in der Hand, doch die Männer in Blau ließen sich nicht beeindrucken.

Auch ich zückte meinen Ausweis. Er war vom Innenminister persönlich ausgestellt worden und gab mir die entsprechenden Sondervollmachten. Ich machte nur selten davon Gebrauch, aber diesmal führte kein Weg daran vorbei.

»Ich befehle Ihnen, uns durchzulassen!« fuhr ich die Männer an.

Sie schauten sich den Ausweis an. »Sir, wir haben...«

»Sie haben uns durchzulassen. Es besteht eine immense Gefahr für Spieler und Zuschauer. Wir müssen auf das Spielfeld!«

Ich hatte die letzten Worte geschrien. Die Polizisten schauten sich an. Abermals verging Zeit, weil sie sich nicht entscheiden konnten. Dann nickten sie.

»Sie können!«

»Danke!«

Für einen Moment öffnete sich die Kette. Wir hatten freie Bahn und kamen durch.

Ich sprach Suko an. »Hast du den Schatten gesehen?«

»Ja, verdammt.«

»Und wo?«

»Im Gang an der Decke. Und er hat die Richtung auf diesen Eingang genommen.«

»Siehst du ihn jetzt?«

»Nein, John, ich habe ihn aus den Augen verloren.« Suko wollte weitergehen. Ich streckte meinen Arm aus und hielt den Freund fest.

»Bleib du hier.«

»Warum?«

»Du kommst gegen die Schatten nicht an. Sie reagieren nur auf mein Kreuz, weil der Teufel hinter ihnen steht. Er hat sie geschickt, ihm werde ich sie zurücksenden.«

»Ich laß dich nicht allein...«

»Doch, Suko!«

Wir blieben stehen. Von den Rängen mußten wir bereits zu sehen sein. Wahrscheinlich würden sich die Leute über uns wundern.

»Okay, John, ich bleibe zurück«, sagte mein Freund und Kollege.
»Aber ich verschwinde nicht.«

»Danke!«

Suko gab mir noch einen Schlag auf die Schulter. Er sollte mir Mut machen, und den konnte ich wirklich gebrauchen, Freunde...

Der Heilige Rasen!

Eigentlich hätte ich ja an etwas anderes denken müssen, als an einen alten Jugendtraum. Zum erstenmal in meinem Leben betrat ich ihn und setzte meinen rechten Fuß darauf.

Wie ein grüner Teppich wirkte er. Kurz geschoren, selbst zu dieser Jahreszeit kein grauer Fleck, eine glatte, grüne, weite Fläche lag vor meinen Augen.

Und rings herum die Hölle!

Ein Toben, ein Schreien. Die Zuschauer waren schon aufgeputscht.

In etwas mehr als zehn Minuten sollten die Spieler einlaufen. Die Stimulanz eines Stadions der Weltklasse verfehlte auch bei mir die Wirkung nicht, und über meinen Rücken rann eine Gänsehaut.

Als Kind und Jugendlicher hatte ich davon geträumt, einmal auf dem Rasen zu laufen.

Nun war der Traum in Erfüllung gegangen, doch es war ein Alptraum, denn ich stand nicht als Fußballspieler auf dem Feld, sondern in meiner Eigenschaft als Geisterjäger.

Schreien, Toben. Ich hörte Pfiffe. Grelle Klänge von Trompeten und Hörnern, dazwischen die Gesänge. Diese gewaltige Kulisse nahm ich überhaupt nicht wahr, ich schaltete sie einfach aus, damit sie mich von meiner wahren Aufgabe nicht ablenkte.

Schritt für Schritt ging ich weiter. Rechts neben mir befand sich der weiße Mittelstreifen. Ich ging auf den Mittelkreis zu und hatte bereits das Kreuz aus der Hosentasche genommen. Die Finger meiner rechten Hand umschlossen das Kruzifix, und ich spürte den kalten Schweiß, der sich an der Innenseite gesammelt hatte und zu klebrigen Tropfen wurde. Mit der linken Hand wischte ich über meine Augen, weil alles vor ihnen verschwamm. Eine Folge der Erregung, die mich gepackt hielt. Ich wollte die Schatten sehen, aber sie hatten es geschickt angestellt. Der Rasen leuchtete in einem satten Grün, auch die Schatten waren grün, und die konnten das Spielfeld als eine hervorragende Tarnfläche benutzen. Ich atmete durch den halboffenen Mund und blieb an der Rundung des Mittelkreises stehen.

Leicht hob ich den Kopf.

Vor mir sah ich die hochsteigenden Ränge. Da war jeder Platz gefüllt. Ein buntes Fahnenmeer schwebte über den Köpfen der Schlachtenbummler. Diese Menschen ahnten von nichts, sie wollten ein Fußballspiel sehen, während über ihnen unsichtbar eine drohende Gefahr schwebte. Wahrscheinlich wunderten sie sich über

mich, nannten mich einen Spinner oder Idioten, der kurz vor dem Anpfiff noch das Spielfeld betrat, aber das war mir egal.

Ich wollte nur die Schatten.

Zum Glück war es ein trüber Tag. Keine Wintersonne blendete mich. Ich konnte das Feld von Tor zu Tor überschauen. Leichter Wind fiel in das weite Rund. Er strich durch meine Haare und stellte sie hoch. Trotz des Geschreis um mich herum hörte ich das Schlagen meines Herzens. Es war ein dumpfes Pochen, und es erinnerte mich wieder an den Dämonen-Parasiten, der seine Kraft aus den Herzen der Opfer nahm. Er wußte, daß ich ihm gefährlich werden konnte, und ich hoffte darauf, daß er sich mir stellen würde.

Noch sah ich nichts.

Völlig normal lag die grüne Fläche vor mir. Keine dunkleren Flecke, die mir das Vorhandensein meiner Gegner anzeigten.

Dann hörte ich den Schrei.

Trotz des Lärms um mich herum drang er an meine Ohren. Ich identifizierte Sukos Stimme und drehte mich um. Der Chinese stand am Spielfeldrand. An der Absperrung hatte er es nicht mehr ausgehalten. Er hatte seinen rechten Arm ausgestreckt und deutete links von mir auf das Strafraumeck, wo sich tatsächlich etwas bewegte.

Ein Schatten!

Hastig lief ich vor, und im gleichen Moment schnellte er lautlos in die Höhe.

Ich sah seine huschende Gestalt, leicht durchsichtig und gebogen wie eine Sehne.

Da warf ich das Kreuz!

Ich mußte die Chance wahrnehmen, denn eine Sekunde später konnte er wieder verschwunden sein.

In der Luft überschlug sich das Kreuz ein paarmal, es blitzte auf, und der Schatten machte keinerlei Anstalten zu verschwinden. Er

blieb einfach stehen, obwohl er wirklich die Chance gehabt hätte, dem Kruzifix auszuweichen. So wurde er getroffen.

Etwa zwei Yards über dem grünen Rasen blitzte es auf, als würden Wunderkerzen sprühen. Einen Schrei hörte ich nicht, dafür war es zu laut um mich herum, ich sah allerdings, wie der Schatten durch zuckende, torkelnde Bewegungen anzeigte, daß er schwer getroffen war.

Und er klumpte zusammen.

Aus diesem grünschwarzen, nicht zu fassenden Schatten wurde eine klumpige Masse, wie ich sie schon kannte. Sie besaß etwa die Größe eines Fußballs und fiel zu Boden, wo sie liegenblieb. Einen hatte ich geschafft!

Aber warum war er nicht ausgewichen?

Der Schrei war nicht zu überhören. Giftig, grell und markerschütternd klang er an meiner rechten Seite auf.

Ich wirbelte herum.

Da sah ich Galuri. Auch er war nur ein Schatten, der über dem Rasen tanzte, und in seinem durchsichtigen, nicht gestaltlosen Körper zerfiel etwas Dunkles.

Das Herz!

Es wurde zerrissen, weil ich seinen Diener erledigt hatte. Jetzt besaß er nur noch ein Herz.

Also mußte noch ein Schatten existieren. Aber wo?

Plötzlich durchschaute ich das raffinierte Spiel des Dämonen-Parasiten. Er hatte einen Schatten geopfert, um mich waffenlos zu sehen, denn ich hatte reagiert, wie er es wollte.

Mein Kreuz lag jetzt einige Yards weg. Ich mußte laufen, um es zu erreichen.

Die Schatten waren immer schneller!

Vielleicht benötigte ich nicht einmal eine Sekunde für diese Überlegungen. Und ich kam trotzdem zu spät, denn von der linken

Seite und gar nicht weit entfernt jagte ein Schatten in die Höhe, der sich wie ein Irrwisch aus dem Gras löste.

Sein Ziel war ich!

Rechts von mir hatte Galuri noch immer nicht den Verlust eines Herzens überwunden. Er jaulte und schrie, krümmte sich, stöhnte und war momentan kein Gegner für mich.

Dafür der andere Schatten.

Ich hechtete vor, kam auch gut weg, fiel, verlängerte den Sturz in eine Rolle, schnellte auf die Füße, lief Zick-zack und hörte das Schreien und Gelächter von den Rängen.

Kaum einer würde meinen Gegner erkennen. Sie hielten mich für einen Pausenc clown, der auf dem heiligen Rasen des Wembley Stadions seine Scherze trieb. Um den mit Spannung wartenden Zuschauern die Zeit zu vertreiben.

Ich bekam mit, wie einige Toilettenpapierrollen in den Strafraum flogen. Lange, weiße Fahnen, die sich vom Grün des Rasens deutlich abhoben. Dann sah ich ihn.

In direkter Linie schoß der gefährliche Schatten auf mich zu. Ich befand mich in kniender Stellung, und es war kaum mehr möglich auszuweichen. Der Schatten wischte zu rasch heran.

Vor meinen Augen sah ich das grüne Flimmern, ich wußte, jetzt hatte er sich über mich gelegt. War ich bei seinem ersten Angriff in meiner Wohnung noch überrascht worden, so nutzte ich hier auf dem Rasen die Sekunde, die mir vielleicht noch blieb, bevor die innere Vereisung begann.

Aus der knienden Haltung stieß ich mich ab, flog ziemlich flach über den Rasen und sah auch mein Kreuz zwischen den zahlreichen Halmen liegen.

Da erwischte es mich.

Noch befand ich mich im Sprung, als der Kälteschock meinen Körper lähmte. An den Beinen fing es an, glitt gedankenschnell

höher, erreichte die Hüften, die Brust, und da landete ich.

Ein weicher Aufprall, vom Gras gedämpft. Meine Arme waren ausgestreckt, ich verlängerte damit meine Körpergröße, und diesmal hatte ich das Glück des Tüchtigen.

Die rechte Hand fiel auf das Kreuz.

Genau in diesem Augenblick, als die Kältewelle bereits meine Fingerspitzen lähmte.

Das Kreuz, geweiht von den vier Erzengeln, entfaltete seine volle Kraft. Die magische Kälte wurde ebenso rasch zurückgedrängt, wie sie gekommen war. Sie floh aus meinem Körper. Ich spürte das Kribbeln, das Pochen und Hämmern des eigenen Blutes und hielt das Kruzifix fest wie einen lebensrettenden Anker.

Dann rollte ich mich herum. Auf dem Rücken kam ich zu liegen, sah den Schatten über mir und bemerkte auch sein wildes Zucken. Für mich ein Zeichen, daß er angeschlagen war.

Den Rest wollte ich ihm geben!

Mein Sprung gelang. Bevor der Schatten die Flucht ergreifen und irgendwo verschwinden konnte, hatte ich ihn schon erwischt. Für den Bruchteil einer Sekunde spürte ich noch die Kälte an meinem Gelenk, dann zerstörte ihn mein Kreuz.

Der Schatten verging als wischendes, zuckendes Etwas, er löste sich einfach auf.

Nur noch einer war übriggeblieben.

Galuri, der Dämonen-Parasit.

Ich nahm nicht an, daß er aufgeben würde. Es war nicht die Mentalität dieser Dämonen. Falls er es doch vorgehabt hatte, hinderte ihn die eigene Unzulänglichkeit daran.

Galuri mußte gräßliche Schmerzen verspüren.

Es war ein Phänomen, auf das ich starrte. Ein schreiender, sich krümmender Schatten, der wie ein Irrwisch über den sattgrünen Rasen des Stadions tanzte und trotzdem nicht wegkam, weil er auch

sein letztes Herz verlor.

Er heulte und jaulte. Ich wußte nicht, ob seine Schreie gehört wurden, ich ging betont langsam auf ihn zu und verkürzte sein Leben mit jedem Schritt.

Im Mittelkreis lag er.

Er würde sich erholen, wenn er den Schock erst einmal überstanden hatte. Soweit wollte ich es allerdings nicht kommen lassen. Ich mußte ihn endgültig vernichten.

Das Herz verschwand nach und nach. Ich sah einen daumennagelgroßen dunklen Fleck in seinem Innern, der weiterhin schmolz und sich zusammendrehete.

Dann ließ ich das Kreuz fallen.

Es traf haargenau.

Der Zufall wollte es, daß es genau auf dem Mittelpunkt des Spielfeldes liegenblieb.

Galuri, der Dämonen-Parasit, vom Teufel auf die Erde geholt, hatte nicht die Spur einer Chance. Er würde nie mehr in sein dunkles Reich zurückkehren.

Die Kraft des Lichts zerriß ihn.

Schattenfetzen flogen nach allen vier Seiten weg, als hätte ich ein Puzzle zerstört. Ich hörte auch keine Laute der Angst, dann kaum war Galuri zerstört, da lösten sie sich bereits auf. Mein Kreuz leuchtete strahlend hell. Eine Aura schimmerte im Mittelkreis des Stadions und sank zusammen, als von Galuri nichts mehr existierte. Ich hatte ihn besiegt!

Tief atmete ich ein, bückte mich, hob mein Kreuz auf und drehte mich um.

In diesem Augenblick brandete der Beifall wie eine Orkanbö durch die altehrwürdige Fußballstätte. Der Beifall galt allerdings nicht mir, sondern den beiden Mannschaften, die zusammen in die Arena einliefen. Vor ihnen sah ich den Schieds- und die beiden

Linienrichter. Sie liefen auf mich zu. Der Schiedsrichter machte hastige Handbewegungen, und ich verstand.

Grinsend hob ich den Arm.

Danach sah ich zu, daß ich das Spielfeld so rasch wie möglich verließ. Ich hatte hier nichts mehr zu suchen. Mein Jugendtraum, hier einmal Fußball spielen zu dürfen, würde sich wohl nie erfüllen... Suko erwartete mich.

Seine Augen strahlten, und er hieb mit fast beide Schultern entzwei.

»John, das war eine Schau.«

Ich nickte. »Klar, ich habe die Zuschauer recht gut unterhalten.«

»Da hat niemand etwas gemerkt. Keiner weiß, was wirklich geschehen ist.«

»Hoffentlich.«

Ich schaute mich hastig um. »Suchst du etwas?«

»Ja, die Reporter, aber die sind zum Glück nicht da.« Ich mußte schreien, da der Stadionsprecher die Aufstellungen der Mannschaften bekanntgab und jeder Spieler der eigenen Mannschaft mit lautem Beifall und Brüllen quitiert wurde.

»Die fotografieren die Mannschaften.«

»Dann komm!«

»Willst du dir das Spiel nicht anschauen?« fragte Suko und war überrascht.

»Gleich. Erst einmal will ich Sir James finden.«

»Der wartet im Pub. Ich habe ihn vorhin noch gesehen, glaube ich jedenfalls.«

»Wir schauen nach.«

Das Lokal war leer. Eben bis auf einen einzigen Gast und den Wirt, der Gläser abräumte.

»Ich habe Sie schon erwartet«, sagte Sir James und deutete auf zwei Krüge.

Wir stellten uns neben ihn.

»Es ist alles klar«, sagte ich. »Ich schaffte es im letzten Augenblick.«

»Na ja, dann haben wir einen Grund. Zudem habe ich den Alarm abgeblasen.«

»Einen Grund zu feiern, sagen Sie, Sir?«

»Ganz recht. Ich habe mir erlaubt, Ihnen zwei Krüge Bier zu bestellen. Auch Sie, Suko, sollten mit uns anstoßen.«

»Natürlich.« Der Chinese nickte.

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte ich.

»Was?« Sir James hob fragend die Augenbrauen, so daß sie über den Brillengläsern standen.

»Daß Sie einen ausgeben. Wo Sie doch...«

»Reden Sie nicht weiter, John. Sie wissen ja, Ausnahmen bestätigen die Regel. Jeden Tag werden Sie so etwas bei mir nicht erleben.«

»Das würde ich auch nicht überleben, Sir.« Ich lachte. »Cheerio. Dann auf ein neues.«

Noch etwas möchte ich hinzufügen. Westham United gewann das Spiel mit 2:1. Für mich war es ein doppelter Grund zu feiern, was jeder Fußballfan sicherlich verstehen wird...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 009 »Ghoul in Manhattan«

[\[2\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 158 »Der Spiegel-Dämon«

[\[3\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 014 »Tokatas Todesspur«